Gall. com. 126 f : Du Hausset

<36601958490014

<36601958490014

Bayer. Staatsbibliothek

Memoiren

der

Frau du Haüsset

Kammerfrau

der Frau von Pompadour.

Als Eingang zu den Memoiren der Frau v. Campan.

Aus dem Französischen.

Stuttgart,
bei Friedrich Franckh.
1825.

168 B

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Versuch einer Biographie
der
Frau Marquise von Pompadour.

Frau von Pompadour antwortete in der Trunkenheit ihres Glücks auf alle Drohungen der Zukunft mit den Worten: Après nous le déluge. Sie sah demnach eine Umwälzung herannahen und sagte sie voraus: sie hätte sich auch sogar im Voraus in die Reihe der Ursachen stellen können, die diese Umwälzung vorbereiteten. In dieser Beziehung gehört sie mit Recht in unsere Sammlung, zwar nicht wegen selbst geschriebener Memoiren, *) sondern durch die, welche Frau du Hausset ihre Kammer-

*) Die 1768 in Lüttich unter dem Namen der Frau von Pompadour herausgegebenen Memoiren sind nicht von ihr, und wir erfahren auch nichts darin.

Im Jahr 1765 ist in London ein Leben der Marquise erschienen unter dem Titel: Genuine History of the marchioness de Pompadour, mistress to the french king, and first lady of the bed chamber to his queen, containing the secret memoirs of the court of France, from her first coming into power, to her death.

Es ist dies die Uebersetzung eines Werks der Mlle Fauque, Ex-Nonne. Diese Dame welche durch ihre Romane und durch ih-

frau herausgegeben hat. *) In diesen Memoiren wird guter Styl, Geist und Annehmlichkeit vergebens gesucht; sicher ist das ihr geringstes Verdienst; dagegen ist aber alles darin mit so viel wahrheitsliebender Ausführlichkeit beschrieben, daß der Leser die Gegenstände so vor Augen hat, wie sie die Verfasserin ihm erzählt. Man glaubt sich durch ihre Beschreibung in die Zimmer ihrer Herrin versezt.

Frau v. Pompadour raubte so zu sagen, Ludwig XV. seinem Volke. Denn, statt in ihm die Liebe zu den schönsten Tugenden und edelsten Pflichten anzufeuern, setzte sie einen elenden Ruhm darin, sie ihm alle vergessen zu machen. Ludwig XV., ausgestattet mit allen Gaben der Natur und des Himmels, mit allen Eigenschaften eines guten Prinzen, hätte, ohne diese Frau, bis an sein Ende den Namen des Vielgeliebten behalten, diesen Namen der doch gewiß tausendmal ehrenvoller und süßer

re Liebschaften sich in Paris bekannt gemacht hatte, ging nach England und verheurathete sich daselbst.

Die Uebersetzung und das Original wurden zuerst in Holland gedruckt, aber der französische Ambaßadeur kaufte die ganze Ausgabe. Vor dem Tode der Marquise wurden sie jedoch an mehreren Orten wiedergedruckt, da einige Exemplare den Verfolgungen entgangen waren. Die Briefe, welche 1772 unter dem Namen der Marquise von Pompadour herauskamen, wurden Anfangs dem Crebillon zugeschrieben, doch jezt hält man sie für das Produkt aus der Jugend einer Magistrats-Person, die noch in Frankreich lebt und aller Auszeichnung genießt.

*) Frau du Hausset war die Wittwe eines armen Edelmanns. Die Armuth zwang sie, die Stelle einer ersten Kammerfrau, welche die Marquise von Pompadour ihr anbieten ließ, anzunehmen. Nach dem Tode der Marquise von Pompadour zog sie sich in ziemlicher Wohlhabenheit in ihre Geburtsgegend zurück.

klingt als ein prunkvolles Beiwort, welches nur der Eitelkeit schmeichelt.

Johanne Antonie Poisson war zu Paris 1720 geboren. Ihre Eltern standen nicht in dem besten Rufe.

Der General-Pächter Normand de Tournehem war der Geliebte ihrer Mutter. Ihr Vater (Franz Poisson) hatte ein einträgliches Amt bei der Magazins-Verwaltung gehabt, mußte sich aber, einer schlechten Handlung angeklagt, den Verfolgungen des Gouvernements entziehen und lange nachher konnte er es erst durch den Credit seiner Tochter erreichen, vergessen zu werden.

Tournehem nahm sich mit väterlicher Sorgfalt der Erziehung Antoniens an; er hielt ihr die besten Lehrer, welche sie durch die Schnelligkeit ihrer Fortschritte in Erstaunen setzte. Mit achtzehn Jahren gehörte Mlle Poisson zu den vollkommen ausgebildetsten ihres Geschlechts. Sie vereinigte mit den ausdruckvollen jedoch feinen Zügen der regelmäßigsten Schönheit, alle Reitze eines hübschen Gesichts und alles was der Phisiognomie Ausdruck und Lieblichkeit giebt. Ihr Wuchs war zierlich und leicht, ihre Haltung graziös und edel. Ein natürlicher durch Bildung sehr bereicherter Verstand erhob noch mehr ihre glänzenden Vorzüge.

Stolz auf diese Tochter erklärte daher Madame Poisson stets sehr bescheiden, „daß nur ein König ihrer Tochter würdig sey.“

So viel Reitze entzückten Hrn. Normand d'Etioles, Neffen des Hrn. Tournehem, und der Onkel hinderte um so weniger eine Neigung, als sie ganz mit seinen Ansich-

ten übereinstimmte und das Glück Antoniens versprach. Er schlug dem Vater des jungen Mannes diese Verbindung vor. Dieser ließ sich bitten, denn er meinte "die Verbindung sei nicht sehr ehrenvoll und der Reichthum würde das nicht ersetzen, was der Geburt abgehe.„ Darauf war Tournehem vorbereitet; eine herrliche Ausstattung und das Versprechen eines bedeutenden Erbes ebneten alle Hindernisse. Mad. Poisson machte keine Einwürfe ob sie gleich wie eine Heldin Corneilles hätte antworten können. *)

Il n'est pas roi, Seigneur, et c'est un grand défaut,

Antonie heurathete Herrn d'Etioles ohne ihn zu lieben und ungeachtet diese Heurath, die nur sehr reich war, alle ehrgeitzigen Träume, in die sie sich gewiegt hatte, zu Wasser machte.

Tournehem machte ein wenig Aufsehen aus seiner Großmuth. Das Haus des neuen Ehepaares wurde auf einen äußerst glänzenden Fuß gestellt. Jeden Tag gab es Gasterepen und die Schönheit der Meubles wetteiferte mit dem Luxus der auf der Tafel herrschte. Die glänzendsten Sallons waren leer um sich in denen der Frau d'Etioles einzufinden; man fand da Hofleute, Fremde, berühmte Künstler und ausgezeichnete Gelehrte.

Voltaire war Zeuge ihrer ersten glücklichen Erscheinung gewesen, wie er es ihr auch in der Zueignung des Tancred sagt. Von der Zeit an hatte er diese Verbindung mit dem größten Interesse gepflegt und er, der große Mann, der nie eine Gunst verschmähte, war in der Folge einer der eifrigsten Anbeter der Frau v. Pompadour.

---

*) Agesilas, Akt 1. Sc. 1.

Frau v. Chateauroux war nicht mehr und auch noch nicht ersetzt. Ob sie es werden und wen in diesem Falle der Vorzug treffen würde, das war der Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Es gab sehr viele Frauen die diese Gunst wünschten, und mehr als ein Mann hätte sich nicht davor gefürchtet. Die Monarchen müßten eigentlich tausendmal mehr Tugenden und Selbstbeherrschung besitzen, als die übrigen Sterblichen, um all den Fallstricken zu entgehen, die man ihnen legt. Unter der Menge von Schönheiten, die man dem Könige zur Wahl vorschlug, wurden ihm drey besonders bemerkbar gemacht. Die erste reizte ihn in ihrer Verstellung, und gefiel; aber sie war so eilig sich nachgiebig zu zeigen, daß sie statt Wünsche zu erregen, dieselben im Keime erstickte. Sie gab sich hin wie eine gemeine Buhlerin und wurde dafür ebenso verlassen. Die zweite war eine schöne und sehr geistreiche Frau, aber veränderlich aus Geschmack, aus Grundsatz und aus Liebe zur Unabhängigkeit. Beinahe schon auf dem Punkt mit dem Monarchen in ein Verhältniß zu treten, bedachte sie nicht ohne Schrecken, daß der Augenblick in dem sie herrschen werde, sie vielleicht zur Sklavin machen könne; und da sie es sich sehr wahrscheinlich dachte, daß sie des Königs von Frankreich ebenso überdrüßig werden könnte, wie eines andern Liebhabers, machte sie Bedingungen die verworfen wurden.

Frau d'Etioles war die dritte, sie war weniger schwierig aber geschickter.

Ludwig XIV hatte zwar seine Schwachheiten, allein, was auch ein sinnreicher Academiker dagegen einwenden will, *) man muß es ihm Dank wissen, wenn man ihn, aus Achtung für das Schickliche alle Mittel die ihm zu

*) Lémontey, Monarch. de Louis XIV.

Gebote standen, aufbieten sieht, um eine aufkeimende Leidenschaft geheim zu halten und vor den Augen der ewig spähenden Höflinge zu verbergen, ebenso wie er es bereute, sich einem derselben, den er noch für den Verschwiegensten hielt, anvertraut zu haben.

Dergleichen Vorsichtsmaßregeln wurden während der Regentschaft nicht angewendet; und unter der Regierung die ihr folgte, hatten sich die guten Sitten, in dieser wie in vielen andern Beziehungen, nicht gebessert. So wurde auch gleich nach der ersten Zusammenkunft des Königs mit der Frau d'Etioles, diese als seine Maitresse declarirt, und die Stelle der Herzogin von Chateauroux so öffentlich von ihr eingenommen, als wenn ein Minister seinen neuen Posten antritt. Beynahe zu gleicher Zeit legte sie den Namen d'Etioles ab, und nahm dafür den Titel und den Rang einer Marquise von Pompadour an. *).

Ihr Bruder Carl Poisson, wurde wie durch Zauber zum Marquis von Marigny erhoben und erhielt die für Colbert geschaffene Stelle eines Ober-Intendanten der Bauten.

D'Etioles war der unglücklichste aller Männer und wenig fehlte, so hätte er zu den Pleureusen des Marquis von Montespan gegriffen; er beklagte sich wenigstens so

*) Zu dieser Zeit war die Familie Pompadour, ursprünglich aus dem Limosin, beinahe erloschen. Gottfried von Pompadour, Bischof von Perigueux und Groß-Allmosenier von Frankreich, war erster Präsident der Rechenkammer, unter Carl VIII. Dangeau spricht von einem Abbé von Pompadour gest. (1710) der sein Brevier von seinem Bedienten sagen ließ und so glaubte das Seinige gethan zu haben.

laut, daß seine Gemahlin ihm den guten Rath einer Reise anempfehlen ließ.

Er kehrte jedoch bald nach Paris zurück und seine Freunde milderten seinen Schmerz mit so überzeugenden Gründen, daß er endlich doch die angebotenen Ehrenstellen und Geschenke nicht verschmähte.

Durch die Wahl des Königs wurden Ansprüche vereitelt und Hoffnungen getäuscht. Viele vornehme Damen, hielten es von Seite des Königs für eine Ungerechtigkeit ihren Forderungen nicht entsprochen zu haben und, als wenn es unumgänglich nothwendig gewesen wäre Ahnen zu besitzen um seine Maitresse zu seyn, begriffen sie nicht wie ihnen eine Bürgerliche hatte vorgezogen werden können. „Eigentlich kann man sie schicklicherweise gar nicht besuchen" sagten sie sich, doch wenige Tage darauf wurde die Frau von Pompadour von denen aufgesucht, die sie am meisten verachtet hatten.

Die Marquise studirte ihre Stellung und ihr Terrain. Die Verführung durch Sinnenreitz versprach ihr keine lange Dauer ihrer Herrschaft, und sie fühlte wohl daß ihr Königlicher Geliebter durch Bande anderer Art gefesselt werden mußte.

Ludwig XV. war mit einem geraden und richtigen Verstande begabt, aber er war mißtrauisch und schüchtern. Statt seinen Geist auszubilden, ihm mehr Vertrauen zu sich selbst zu geben und den Fürsten aus seiner angebornen Lässigkeit heraus zu reißen, nährten die, welche das Ruder führten, vorsätzlich einen Hang, der ihn von allen Geschäften entfernte. Der Reitz der Wollust tödete noch vollends die Thätigkeit seiner Seele, durch die zu häufige

Wiederholung der Genüsse. Müßig und abgestumpft zu gleicher Zeit, kannte er weder die Hülfsquellen, welche die Arbeit gewährt, noch die Süßigkeit des Vergnügens, und wurde er nicht durch die Jagd aufgeregt, so zehrte ihn die traurige Einförmigkeit seiner Tage vor Langeweile fast auf.

Frau von Pompadour richtete alles nach dem Bedürfnisse ein, ihn zu zerstreuen, oder ihn gleichsam vor sich selbst zu verbergen. Diese Berechnung der Mittel, gab den ersten Anlaß zur Errichtung des Theaters in den kleinen Zimmern des Schlosses (*) worin dann die Marquise die erste Schauspielerin war. Die Höflinge die am meisten in der Mode waren haschten nach Rollen. Die jüngsten, fast alle Zöglinge jenes Dupré (den man auf eine so lächerliche Weise den großen Dupré nannte,) schätzten sich glücklich in den Ballets mitzutanzen. Und diese noblen Schauspieler beehrten sich mit der Benennung, Truppe, vor der die Histrionen selbst erröthen. Man will sogar behaupten, daß zwei ganz vornehme Herrn, sich auf immer, über den Titel eines Ordonnateurs dieser Festivitäten, um den sie sich stritten, entzweit hätten, als wenn es den Befehl einer ganzen Armee gegolten hätte.

Durch den Beifall den man seiner Maitresse zollte erhielt der König einen vollständigen Genuß, und durch die Reisen nach Choisy, Crecy und Bellevue zeigte sie sich ihm in dem Kreise einiger Auserwählten, welche er seines nähern Umgangs würdigte, in einem immer vortheilhaf-

*) In diesem Bande ist eine ausführliche Beschreibung dieser innern Theater aus den Werken des Lanjou gezogen, welcher einer der Theater-Schriftsteller der Frau von Pompadour war.

teren Lichte. *) Dort bedurfte die Marquise nicht mehr der Theater Illussion; eine leichte und anziehende Unterhaltung ein wenig Medisance die jedoch der Aufgereimtheit gleichen mußte, ein Scherz in einem neuen Tone für den König, Schmeicheleien deren Absicht künstlich verdeckt war, eine eigene Art überflüssig zu seyn ohne jedoch in den Augen des Königs als gefällig zu erscheinen, eine künstlichere Manier mit ihm zu kämpfen um sich besiegen zu lassen, waren die Waffen die sie jetzt ergriff. Die Marquise beschäftigte den König auch mit den Erzeugnissen der Kunst, munterte ihn auf sie zu beurtheilen, bewieß ihm und erhob die Richtigkeit seines Urtheils.

Ludwig XV. erkannte seine Tage nicht mehr, denn das Interesse welches seine Maitresse für jeden seiner Augenblicke hatte, verkürzte deren Dauer. Wie die Zeit vergeht sagte er ihr öfters und ein solches Wort war ihr stets ein Lob.

Sie erdachte die kleinen Abendessen, um den König für die großen Repräsentations-Mahlzeiten zu entschädigen.

Zu diesen sinnlichen Vergnügungen nun, brachte er eine unumwölkte Stirn, einen sorgenfreien Geist und eine Munterkeit, die er in witzigen Einfällen ausließ. Hier erinnerte ihn nichts an seinen Rang, er vergaß ihn selbst und dachte sich tausend Meilen vom Throne entfernt.

*) Ludwig XV. hatte die Personen seiner Umgebung in folgende 3 Classen getheilt: Vertraute, Gesellschaft und große Welt. Die Vertrauten (les intimes) waren Hr. von Soubise und der Chevalier von Luxemburg; die Gesellschaft (la societé) bestand aus dem Herzoge von Richelieu, von Brissac ꝛc.; und die große Welt (le monde) machten die Minister und übrigen Hofleute aus.

Bis jetzt hatte sich die Marquise als eine geschickte Frau bewiesen, die nichts versäumt um ihren Liebhaber in Banden zu halten. Aber sie war vor der Unbeständigkeit des Königs um so weniger sicher, als seine Liebe von Tag zu Tage mehr erkaltete; für sie war es also von der größten Wichtigkeit sich eine, der Veränderlichkeit weniger ausgesetzten, Lage zu verschaffen, *) und, wie sich ein Geschichtschreiber ausdrückt; den Stand der nothwendigen Freundin zu erlangen.

Das kürzeste Mittel dieses zu werden war, sich zum Premier-Minister zu machen, und ihrem Einfluße war ja alles möglich. Durch beständige Nachfragen bei den aufgeklärtesten Männern, lernte sie von diesen ein wenig von der Sprache der Geschäfte und bildete sich aus den Trümmern ihrer Unterhaltung eine Wissenschaft, mit der sie gerade zur rechten Zeit sich schmückte.

Der König war der erste der durch diesen Schein von Gelehrsamkeit und Politik geblendet wurde.

Von diesem Augenblicke an ward alles bei ihr verhandelt und Frankreichs Loos in einem Boudoir entschieden.

Ihr Anspruch auf alles einzuwirken, brachte sie in tägliche Geschäftsberührung mit den Ministern, von denen die einen dieser Abhängigkeit müde waren, die andern aber sie in der Voraussetzung ertrugen, daß das Volk, welches wohl wußte, daß sie sich mit den Regierungsgeschäften befaßte, alles auf sie schieben und alles Unrecht, welches sie auch nicht hätte, ihr zuschreiben würde.

---

*) Duclots, Mém. secrets.

Maurepas wurde verabschiedet, weil er sich einen Scherz gegen sie erlaubt hatte, der nicht ohne Bitterkeit war. Dem Grafen Machault war sie sehr gewogen, und seines Charackters wegen schätzte sie ihn auch sehr hoch. Diese Gefühle hatten jedoch ihre Quelle nicht sowohl in der Würdigung seiner Dienste, noch in der Standhaftigkeit und Energie dieses Ministers, als in der Opposition gegen die Geistlichkeit, welche sie haßte.

D'Argenson war der Feind der Marquise und verbarg es gar nicht. Bernis war ihre Creatur.

Der Graf von Stainville (seitdem Herzog von Choiseul) konnte mit dem Geschmacke und den Kenntnissen der Geschäfte nicht so schnell vorrücken, als er es sich vorgemalt hatte. Auf einmal jedoch machte sein Glück einen großen Schritt, indem er der Marquise ein wichtiges Billet auslieferte, das man durch ihn entwendet glaubte.

Dieser gute Dienst der nothwendiger Weise der Zartheit der Gefühle etwas gekostet haben mag, verdiente die ganze Dankbarkeit der Marquise, und wurde auch durch ihre Freundschaft, die sie nie verläugnete, belohnt. Sie fand Geschmack an seinem Verstand, an seiner glänzenden Unterhaltung, an den leichten und angenehmen Wendungen die er seinen Gedanken gab, an seinen caustischen Bemerkungen auf Kosten ihrer gemeinschaftlichen Feinde, an einer wahrscheinlich nicht sehr strengen Moral, an dem scharfen Urtheile über die Vortheile dieses Lebens und an der epikuräischen Gleichgültigkeit gegen alles Uebrige. Der Haß gegen die Jesuiten wurde bey der Marquise von Pompadour noch durch die Abneigung genährt, die der Herzog von Choiseul gegen dieselben hegte; vielleicht wurde auch dadurch ihr Verderben beschleunigt, und es war kein

gleichgültiger Auftritt zu bemerken wie die Maitresse des Königs mit den Jansenisten gemeinschaftliche Sache machte, um die von ihr verabscheuten Jesuiten für eine Secte zu bekämpfen, die sie eben so wenig liebte. *)

Ludwig XV war ein natürlicher Feind aller gewaltsamen Maßregeln und, sehr gegen die Auflösung dieses Ordens, bat er für dessen Erhaltung. Aber die Marquise überzeugte ihn von der dringenden Nothwendigkeit dieser Auflösung. Bewiesen war jedoch diese Nothwendigkeit gar nicht.

Wenn der Herzog von Choiseul der Marquise gewiß nicht unnütz war, so verlor sie ihrerseits auch keine Gelegenheit ihn geltend zu machen, und bahnte ihm dadurch den Weg zu der großen ministeriellen Gewalt, die unerschütterlich schien und die doch nach dem Tode der Mar-

---

*) Als Frau von Pompadour, um sich die Königin zu versöhnen, die ihrer Tugenden wegen leicht zu hintergehen war auf den Gedanken kam, die Fromme zu spielen, verlangte sie einen Beichtvater. Man bestimmte den Jesuiten-Pater von Sacy, dieses ein wenig schwere Gewissen, das aber bereit war, heilsame Eindrücke aufzunehmen, zu reinigen. Er begab sich nach Versailles. — Die Büßende hatte auf einen nachsichtigen und bequemen Mönch gezählt, aber der Pater Sacy entsprach ihrer Erwartung gar nicht: denn er erklärte, daß er sich nicht auf dieses Abfinden zwischen dem Himmel und der Erde verstehe, und, daß wenn das Opfer nicht vollständig wäre, er die Absolution, welche man von ihm verlangte, und welche die Marquise durch ihren Abgesandten für unterhandelt hielt, nicht ertheilen würde.

Daher, behauptet man, die besondere Abneigung der Marquise gegen die Jesuiten. Man sehe die Anecdotes de la cour de france, von Soulavai.

quise von Pompadour durch ein gemeines Weib, eine Buhlerin, wie durch einen Hauch zerstört wurde.

Der Herzog von Richelieu dessen wir früher hätten Erwähnung thun sollen, war der erste der ihr, bey ihrem Erscheinen in Versailles, seine Dienste weihte, als noch der größte Theil des Hofes, in der Furcht sich zu erniedrigen, erwartete, ob dieser neue Stern steigen oder fallen werde. Aber ob er gleich besser als die andern zu beurtheilen gewußt, und das Vorgefühl hatte, daß das, was diese Caprice nannten, eine Herrschaft werden dürfte, so schlug er doch die Hand der Mlle. d'Etioles für seinen Sohn Hrn. von Fronsac aus. Dieser, wenn schon sehr zierlich geflochtene Korb, war deßhalb nichts desto weniger beleidigend für die Marquise. Sonderbarer und höchst seltsamer Widerspruch Richelieu fühlte sich erniedrigt durch den blosen Gedanken einer Verwandschaft mit der Frau d' Etioles und schämte sich nicht gegen sie eine gefällige und wenig ehrbare Rolle zu spielen!

Es giebt jedoch nur eine Art die Gesetze der Ehre zu verstehen; der Verstand hingegen bereitet uns eine Moral, je nach unsern Leidenschaften und unsern Interessen.

Da wir hier nur eine schnelle Skizze niederschreiben, werden wir uns nicht in die ausführliche Beschreibung des Feldzuges von 1756 einlassen, noch mit den Fehlern welche die Marquise begieng, indem sie den entmuthigten Truppen Generale zuschickte, die noch keinen Ruhm erworben hatten, noch mit dem Unglück befassen, daß dieser unvorsichtigen Wahl folgte, und mit den Ungerechtigkeiten die geschahen, um dieses Alles wieder gut zu machen.

Ob gleich die Gelehrten nicht sehr gut bey Hofe empfohlen waren, so empfing die Marquise doch mehrere de

selben bei sich, sey es nun aus Hang, aus Eitelkeit oder aus Bedürfniß, hie und da feinern Weihrauch gestreut zu haben. Unter diesen Gelehrten waren Voltaire, Duclos, Crebillon, Marmontel. *).

Sie versuchte zwar Rousseau zu bezähmen, aber nach einem Briefe, den sie von ihm erhielt, unterließ sie ihm ferner entgegen zu gehen. **). Er ist eine Eule, sagte

*) Die beiden ersten schonten ihrer in der Folge gar nicht, der eine sogar wartete nicht einmal ihren Tod ab. Voltaire nach so vielen Madrigals, Huldigungen und Schmeicheleien, besang sie aus einem ganz andern Tone, in einem sehr berühmten Gedichte. (Ausgabe von 1756.)

Telle plutôt cette heureuse grisette
Que la nature ainsi que l'art forma
Pour le serail, ou bien pour l'Opéra.
. . . .
Sa vive allure est un vrai port de reine,
Ses yeux fripons s'arment de majeste;
Sa voix a pris le ton de souveraine,
Et sur son rang, son esprit s'est monté.

Was den Duclos aubetrifft, so konnte er denken daß seine Pflicht als Geschichtschreiber ihm nicht erlaube nachsichtig zu seyn. Er zeigt uns auch die Marquise, wie sie sich in dem Chaos einer sie niederbeugenden Administration verirrt, wie sie für die Eingebungen einer hohen Politik zu kurzsichtig ist und nur dürftige Plane hat, wie sie die größten Interessen kleinen Neigungen, ihren Groll und sogar jener Liebe zum Gelde aufgeopfert, welche nur bei einer Frau, ohne erhabenen Denkungsart, sich einschleichen kann.

**) Madame,

„Einen Augenblick habe ich geglaubt, daß Ihr Geschäftsbe„sorger mir nur aus Irrthum hundert Louisd'or für Abschrif„ten zustellen konnte, welche mit zwölf Franken bezahlt sind. „Von ihm eines Andern versichert, erlauben Sie, daß ich mei

sie eines Tags zu Frau von Mirepoix. Sehr wahr, versetzte die Marschallin, aber die der Minerva.

Bei aller scheinbaren Gunst der Frau von Pompadour für die Philosophen, war sie nach der Aeusserung eines ausgezeichneten Schriftstellers doch keine sichere Verbündete für sie, und wann jener Werke den Königen eine zu kühne Lektion gaben, so war sie die erste die sich darüber wie über eine persönliche Beleidigung beklagte. Ebenso handelte ihr Freund, der Herzog von Choiseul. Er theilte mit ihr den Grund desselben Lehrgebäudes und überlieferte die Verfasser den Scherzen des Pallisot.

Die Marquise hatte sich zur Staatsdame der Königin ernennen lassen; eine stolze Fantasie der keine Schwierigkeiten entgegen waren, als die schüchternen Einwürfe dieser Fürstin, aber sie konnte solche nicht lange gegen den Wunsch des Königs geltend machen. Alles, bis zur Etikette mußte sich darein fügen.

Der frevelhafte Angriff auf die Person Ludwig XV. brachte Frau von Pompadour in die nämliche Lage wie die Herzogin von Chateauroux, zur Zeit der Krankheit

---

„nerseits Sie auch eines Andern belehre. Meine Ersparnisse „haben mich in den Stand gesetzt, mir, nach allem Abzuge, „ein wenn auch nicht lebenslängliches, Einkommen von 540. „Livres zu machen. Durch meine Arbeit erwerbe ich jährlich „eine fast gleiche Summe. Ich habe also einen beträchtlichen „Ueberfluß, den ich auf's Beste anwende, obschon ich wenig Al„mosen gebe. Wenn, gegen allen Anschein, Alter oder Ge„brechlichkeiten meine Kräfte unzureichend machen sollten, so „habe ich einen Freund."

J. J. Rousseau.

Paris, den 18. August 1762.

des Königs in Metz. Die Marquise wagte nicht an dem Bette des Königs zu erscheinen, das von der Königlichen Familie und der Geistlichkeit umgeben war; sie wollte sogar Versailles verlassen, doch wurde sie von diesem Schritt durch die Marschallin von Mirepoix abgehalten.

Der ganze Hof lebte nun in der Ueberzeugung der König werde sie nie wieder sehen. Die Gutgesinnten hofften es, der König hatte sich es auch vorgenommen, aber er betrog sich selbst.

Frau von Pompadour gelangte wieder zu voller Herrschaft, und verstärkte diese noch besonders dadurch, daß sie den König vermochte den Graf d'Argenson, zu verbannen, den er 4 oder 5 Jahre lang gegen sie in Schutz genommen hatte. Der Haß ist geduldig; und da er zu warten weiß, so siegt er beinahe immer.

Machault wurde mit in die Ungnade des Kriegs-Ministers verwickelt. Man suchte sich ein Verfahren gegen einen Mann vergebens zu enträthseln der als der Freund der Marquise bekannt war; aber man wußte das Folgende nicht.

Nach dem ersten Verbande der erhaltenen Wunde, war der König mit Machault allein geblieben und hatte diesem aufgetragen sich ins geheim zu der Marquise zu begeben, und ihr wie von sich selbst zu rathen, daß sie jezt einen freywilligen Rückzug antreten möchte. Machault vollführte seinen Auftrag, jedoch ohne Nutzen: und sobald die Gefahr Ludwigs vorüber war, wurde ihm die Gegenwart eines Ministers, der Zeuge seiner Schwäche gewesen, zuwider, und er antwortete, als Frau von Pompadour die Verbannung des ersten verlangte, „es sey, aber unter der Bedingung daß Machault nicht besser behandelt werde." Die Marquise zögerte auch keinen Augenblick.

Ein Geschichtschreiber und Hofmann, *) der über diese Thatsache sehr wohl unterrichtet war und sie aus dem Munde des Herzogs von Choiseul hatte, endet seine Erzählung mit einem Zusammentrag, den der Leser in seinen Memoiren hat bemerken können: Nach ihm also opferte d'Argenson Ludwig XV dem Wechsel dieses Augenblicks. Der König opferte seine Maitresse den Schrecken die ihren Geist quälten. Machault opferte Frau von Pompadour indem er ihr aus Gehorsam einen Rath gab, der sie verderben mußte, und am Ende wurden Alle der Liebe zum Opfer gebracht, welches gewöhnlich geschehen wird. Die Marquise hatte bis jetzt alles von ihrer Schönheit erhalten, was nicht der Frische der Jugend bedarf, aber der Glanz derselben fing an zu verschwinden. Ein langsames Fieber kam noch der Wirkung der Zeit zuvor. **) Jezt dachte sie sich den Augenblick gekommen fromm zu werden, oder es doch wenigstens zu scheinen, und ihre Freunde machten großen Lärmen aus dem Entschluß, den sie

---

*) Le Baron de Besenval.

**) Voltaire übersandte ihr ein Gedicht auf ihre Genesung aber er hielt nicht für gut ihr etwas zu sagen, wie Palissot der bei der nämlichen Gelegenheit ein Gedicht machte:

Qu'elle était trop chère à la France
Pour redouter du sort la fatale puissance etc.

Das satyrische Genie und der Geist der Schmeicheley schließen sich nirgends aus, mehr als Ein Schriftsteller haben es bewiesen, hier sind die Verse Voltaires:

Lachésis tournait son fuseau,
Filant avec plaisir les beaux jours d'Isabelle.
J'aperçus Atropos qui, d'une main cruelle,
Voulait couper le fil et la mettre au tombeau.
J'en avertis l'Amour; mais il veillait pour elle,
Et, du mouvement de son aile,
Il étourdit la parque et brisa son ciseau.

gefaßt hatte, jezt den Hof zufrieden zu stellen. Man hätte ihr die Worte der schönen Herzogin von Longueville ins Gedächtniß rufen sollen, welche, aufrichtiger bekehrt, von sich selbst sagte: „Ich kann dem Hofe kein besseres Beispiel geben, als wenn ich ihn verlasse.“

Dieses Projekt einer Aenderung der Lebens-Ordnung konnte sich nicht gut mit dem einmal festgesetzten Plane vertragen beständig über das Herz Ludwigs XV, um welchen Preis es auch nur sei, zu regieren, und dieses Bedürfniß beherrschte die Frau von Pompadour so sehr, daß sie sich den schmachvollen Mitteln hingab sich selbst durch andere zu ersetzen, und sich Nebenbuhlerinnen zu wählen. Ihre Herrschaft war aber so groß, oder die der langen Gewohnheit, daß der Monarch nach allen vorübergehenden Liebeleien, immer wieder zu ihr zurükehrte und sie einigermaßen sich seiner Untreue freute.

Frau von Pompadour war bey allem dem nicht glüklich. Was konnte ihr aber fehlen? — Der Seelenfriede, welcher die erste Bedingung des Glückes ist. Im Innern mit sich zerfallen, indem sie äußerlich den Neid erregte, in tiefer Betrübniß über das Unglück alt zu werden, beschämt, wie sie es selbst in einem Briefe sagt, (vielleicht aber nur supponirten) mittelmäßige Leute empor gehoben zu haben, die nichts haben leisten können, als Reverenzen und Niedrigkeiten, angebetet von Tausenden, und von Niemand geliebt, überdrüßig und betrogen durch die Gunst; bat sie oft das Schicksal sie von allem diesem zu befreyen, und einen Augenblick nachher nahm sie einen Wunsch zurük, dessen Erfüllung sie zur Verzweiflung gebracht haben würde. Von der einen Hälfte des Hofes wurde sie öffentlich verabscheuet; die andere verbarg ihren Abscheu unter der Maske der Dienstfertigkeit und der Huldigung.

Jener Prinz, den ganz Europa beweint hat, der Vater Ludwigs XVI. Ludwigs des Ersehnten (le Désiré) eines von den Franzosen nicht weniger geschätzten Bruders, der tugendhafte Dauphin konnte nur schlecht die Gesinnungen verbergen, die er gegen sie hegte; und es mußte ein bitterer Schmerz seyn von einem Prinzen verachtet zu werden, dem alle Herzen den Tribut der Ehrerbietung und Liebe zollten. Auch war es der Marquise gar nicht fremd, daß die Stimmen des Volks sie des Unglücks der Armeen beschuldigten. Die Hauptstadt überhäufte sie mit Beschimpfungen in einer Menge von Broschüren die, vergebens verfolgt, immer wieder neu erschienen. Diese leichten Epigramme, welchen eine gut oder schlecht gewählte Melodie Flügel verleiht, Weinachtslieder, Parodien, einzelne Stanzen, verbreiteten sich im Königreiche von einem Ende bis zum andern. Man sang, und glaubte sich gerächt. Diese Waffe alles ins Lächerliche zu ziehen, mit welcher die Franzosen so meisterhaft umzugehen wissen, war der Schrecken der Regierung; und wahrscheinlich nannte ein englicher Schriftsteller Frankreich deßhalb eine durch den Gesang gemilderte Monarchie. (*)

---

*) Marmontel erzählte in seinen Memoiren, daß während seines Aufenthalts in Ferney das Gespräch auf die Frau von Pompadour kam.

„Sie ist nicht mehr geliebt, sagte Marmontel, sie ist unglück„lich. Nun, rief der Greis aus, so mag sie zu uns nach Delices „kommen, Trauerspiele mit uns aufzuführen. Ich werde ihr „Rollen machen und zwar lauter Rollen als Königinnen.

„Sie ist schön, sie muß das Spiel der Leidenschaften kennen."

„Sie kennt auch den tiefen Schmerz und die Thränen, erwie„derte Marmontel. — Desto besser daß ist gerade, was wir „brauchen. — Weil sie ihnen denn angenehm ist, so lassen sie „mich nur machen; wenn das Theater zu Versailles ihr abgeht; „werde ich ihr sagen, daß das ihrige sie erwartet."

In Folge einer Reise nach Choisy wurde die Marquise von einer gänzlichen Entkräftung befallen. Gleich bei den ersten Symptomen wurde dieser Anfall für tödtlich gehalten, und die Kunst der Aerzte vermochte nicht dessen schnelle Fortschritte zu hemmen.

Der König sorgte mit aufrichtiger Freundschaft für sie und mit einer tröstenden Ausdauer. Bis zu ihren letzten Stunden that er sogar, als bedürfe er noch ihres Raths in Hinsicht auf die Regierungsangelegenheiten, und es läßt sich wirklich von ihr sagen, daß sie mit dem Staatsruder in der Hand geendet hat.

Frau von Pompadour starb den 15ten April 1764. im vierundvierzigsten Lebensjahre. Ihre Ueberreste wurden nach Paris gebracht und dort im Gewölbe der Capuzinerinnen beigesetzt. Die Familie verlangte, daß ihrer Beisetzung eine Leichenrede gehalten würde.

Der Geistliche dem dieser Auftrag wurde, hat sich folgender Gestalt desselben entledigt.

„Ich erhalte den Leichnam, der sehr hohen und sehr „mächtigen Frau Marquise von Pompadour, Staatsdame „der Königin. Sie war in der Schule aller Tugenden, „denn die Königin ein Muster der Güte, Frömmigkeit, „Bescheidenheit, Duldung u. s. w."

Man gab ihrer Asche eine Menge Grabschriften, welche mehr oder weniger satyrisch waren. Die, welche hier folgt, hat nichts Beleidigendes und sagt die Wahrheit.

Ci - gît d'Etiole - Pompadour
Qui charmait la ville et la cour,
Femme infidèle et Maîtresse accomplie:
L'Amour et l'Hymen n'ont pas tort,
Le premier, de pleurer sa vie,
Et l'autre, de pleurer sa mort.

(Hier ruhet d'Etiole — Pompadour, sie entzückte die Stadt und den Hof. Sie war eine ungetreue Frau aber eine vollkommene Maitresse. Weder Amor noch Hymen haben Unrecht, wenn erster ihr Leben, der andere ihren Tod betrauert.)

Der Marquis de Marigny war Universal-Erbe seiner Schwester, und er erhielt den an Gemälden, Statuen, Bronçe-Arbeiten und an Seltenheiten aller Art so reichen Nachlaß. Man sagt, daß ihm Herr d'Etioles auf seine Frage ob er als Erbe auftreten wolle, mit den Worten einer Oper geantwortet habe:

Je ne veux pas d'un bien qui coûta tant de larmes.

(Ich will von Gütern nichts, die so viel Thränen kosten.)

Einleitung.

Die in Frankreich in Beziehung auf Sitten und Gebräuche, bei Hofe und in der Stadt sich ereigneten Veränderungen mit einigen Betrachtungen über die Ursachen und Umstände, welche die Revolution erzeugt und beschleunigt haben.

Vor Zeiten *) und noch bis zum Ende der Regierung Ludwig XIV. standen die Könige und die verschiedenen Classen der Unterthanen in weit häufigerer Berührung, als jetzt. In der Beschreibung der Festlichkeiten und Vergnügungen, welche zu Ehren der Geburt des ersten Sohnes Ludwig XIV. gegeben wurden, steht: An der Königl. Tafel haben gespeist, die Frau

*) In den Chroniken des Zeitalters Ludwigs XI, findet man einen ziemlich merkwürdigen Umstand aufgezeichnet. Der König war mit der Königin in das Hotel de Ville zur Tafel gegangen. Der Sitte gemäß bereitet man ein Bad für die Königin und neben dem ihrigen ein anders für eine Pariser Bürgerin. Eine solche Thatsache wird wohl manchem Leser wenig merkwürdig scheinen; allein sie giebt uns ein Beispiel von der auffallenden Rücksicht gegen das Volk.

(Anmerkung des ersten Herausgebers)

des Civil-Lieutenants und die Frau des Präsidenten Tambonneau. Diese Thatsache, die den Höflingen Ludwig XV. und XVI. unglaublich geschienen haben würde, ist deshalb nur um so bemerkenswerther.

Unter Ludwig XIV. machten öfters die Magistrats-Personen dem Könige ihre Aufwartung, der sich mit ihnen unterhielt und ihnen erlaubte, sich wegen der Geschäfte ihres Faches oder der Belohnungen die sie zu verdienen glaubten, an ihn zu wenden. Als Herr Talon General-Advokat, eine Pension erhalten hatte, gab Herr von Lamoignon *), der die nehmliche Stelle bekleidete, den Aufforderungen seiner Familie nach, und bat um dieselbe Gnade. Der König antwortete ihm, „ich werde darauf denken.“ Sechs Monate verfloßen und Herr von Lamoignon hatte oft den König gesehen ohne ihn an seine Bitte zu erinnern, als ihm der Monarch einst sagte, „Hr. von Lamoignon sie sprechen ja gar nicht mehr von „ihrer Pension. — Ich wartete, Sire! bis ich sie verdient „hätte. — Wenn sie es so nehmen, antwortete ihm der König, „so habe ich Ihnen noch rückständige Schulden zu zahlen.“ Die Pension wurde hierauf sogleich mit dem ganzen Rückstande ausbezahlt, und der König fügte noch ein besonderes Geschenk hinzu.

Während der Regierung Ludwigs XV. und der Ludwigs XVI., kann man sich nicht eines einzigen Falles

*) Der von Boileau gefeierte Präsident von Lamoignon, ist der Vorfahre des tugendhaften Malesherbes, der so gerne von jenem sprach.

(Anmerkung des ersten Herausgebers)

erinnern, daß ein Parlaments-Mitglied, ausser wenn es ein Minister war, mit dem Könige gesprochen habe, es sey dann gewesen um dem Könige eine Anrede zu halten, oder als Mitglied einer Deputation.

Nie kam eine Magistrats-Person zu Hof als Hofmann. Am Neujahrs-Tage wurde den ersten Präsidenten der obersten Gerichtshöfe, den Parlaments-Präsidenten, den General-Advokaten, dem Civil-Lieutenant erlaubt den König zu begrüßen, aber nur im Staats-Gewande.

Die unmittelbare Berührung des Königs zu Männern aus verschiedenen Classen, gab demselben die Mittel von Einfluß auf eine Menge von Leuten, die er im Nothfalle seiner Person nähern konnte. Ludwig XIV. bat einen gewißen Gourville zum Spiele der, 18 Jahre früher, Kammerdiener des Bischofs von Lectoure, aus dem Hause La Rochefoucault, gewesen war.

Der König war so sehr über die Geschicklichkeit, mit welcher Gourville als Intendant des Prinzen von Condé die Umstände dieser Familie wieder hergestellt hatte, und über seine Kenntnisse in den Finanzen erstaunt, daß er darauf dachte, Colbert durch ihn zu ersetzen. Der Souverän, als die Quelle aller Ehrenstellen, behielt es sich vor, alle diejenigen an Hof zu nehmen und zu den höchsten Aemtern zu befördern, die er erheben wollte, ohne Rücksicht auf ihre Herkunft. Aber weit entfernt diese Maßregel zu beachten, erschien 1760 eine Verordnung, welche allen denen, welche bei Hofe vorgestellt seyn wollten, die Verbindlichkeit auferlegte, durch Original-Urkunden zu beweisen, daß ihre Familie schon im

Jahre 1400 von Adel gewesen sey. Ludwig XIV. hätte den Vorschlag einer solchen Maßregel, als Hindernisse seiner Macht verworfen. Es ist für eine Monarchie wesentlich, daß kein Gesetz den Willen des Souverains in seinem Innern und die Gnaden-Austheilungen, die er für gut befindet, beschränke. Vor dieser Verordnung waren eine Menge Leute bei Hofe erschienen, die aus den Familien der Minister herstammten und sich mit allen denen von der vornehmsten Abkunft vermischten.

Der Marschall v. Estrées *) war gerade im Begriff die Frau des Marquis v. Louvois, seines Neffen und Erben, bei Hofe vorzustellen, als dieser Befehl erschien, und es wurde ihm zu verstehen gegeben, daß er es unterlassen möchte, da die neue Verordnung es ihm nicht mehr gestattete. Die Louvois und Le Telliers, waren seit hundert Jahren in den Hofzirkeln aufgenommen; zwei oder drei Mitglieder dieser Familie hatten das blaue Band getragen. Der Marschall selbst war als Herzog auf der ersten Rangstufe des Adels, und überdiß als Marschall von Frankreich, Staats-Minister und gewesener Befehlshaber der Armeen, konnte man sagen, daß er auf dem Gipfel der Ehrenstellen war.

Er äußerte laut seine Unzufriedenheit, und versicherte, daß wenn man ihm einem solchen Schimpfe aussetze, er sich aus dem Geheimenrathe zurückziehen werde. Der König macht, um seinetwillen eine Ausnahme, und von diesem

---

*) Ludwig Cäsär Herzog von Estrées, Marschall von Frankreich, war der Sohn des Franz Michael Le Tellier (Capitain-Oberst der hundert Schweizer) Sohn des Marqis von Louvois.

(Anmerkung des ersten Herausgebers)

Augenblike an wurden mehrere dergleichen gemacht; aber diese Ausnahme selbst war eine gewiße Erniedrigung für diejenigen, denen sie zu Theil wurde. Kaum war das bemerkte Reglement öffentlich bekannt gemacht, so kamen eine Menge Unbekannte, ohne Vermögen und Gefolge, ihre alten Pergamente vorzuzeigen, und nachdem sie kategorisch bewiesen hatten, daß sie vielleicht von irgend einem armen Stallmeister des Jahrs 1400, abstammten, wurden sie bei Hofe vorgestellt. Lange Zeit hindurch war es sehr komisch in der Gazette de France, die Liste derer zu lesen, die schaarenweise in die Königl. Wagen stiegen. Der gemeinste Edelmann, der seine Beweise dargethan hatte, glaubte sich denen gleich, deren Namen in der Geschichte als ausgezeichnet, glänzten. Es kam oft vor, daß solche neue Herren, stolz auf ihre Zuziehung bei Hof, diejenigen verachteten, welche von guter Herkunft und selbst durch große Bedienstungen ausgezeichnet, aber in die Unmöglichkeit versetzt waren, die Beweise zu liefern, welche die neue Verordnung von ihnen forderte. Die Geschichte jeder Monarchie liefert sehr viele Beispiele, daß Leute von gemeiner Herkunft bis zu den höchsten Ehrenstellen gelangten, entweder einzig und allein ihrer Verdienste wegen, oder durch die Gunst und Gnade des Fürsten, was auch immer den Wetteifer und den Wunsch sich auszuzeichnen erregte, und den Eifer einflößte, dem Regenten zu gefallen.

Die Zurücksetzungen, welche auf die Verordnung von der wir sprachen, erfolgten, erzeugten nur Haß gegen den Adel anstatt Achtung einzuflößen.

Wir können keinen besseren Beweis liefern von den Verhältnissen, welche Ludwig XIV. mit seinen Unterthanen aller Classen unterhielt, als die Worte die er zu Boi-

leau sprach, als dieser sich bei ihm wegen seiner Kränklichkeit verabschiedete: „Bedenken sie, daß ich in der Woche stets eine Stunde für Sie frei habe.“ Wer durfte sich einer solchen Auszeichnung während den Regierungen Ludwigs XV. und Ludwigs XVI. schmeicheln? Und dabei ist überdiß noch zu bemerken, daß Ludwig XIV. keinen besondern Geschmack für die Wissenschaften hegte; aber einem Dichter der den Ruhm seiner Regierung erhöhte, glaubte er diese Auszeichnung schuldig zu seyn.

Es ist zu bedauern, daß sich Niemand, der mit den Intriguen des Jahrhunderts Ludwig XIV. bekannt war und die Sitten, die Gebräuche und die Art der Gesellschaften jener Zeit genau kannte, gefunden hat, die Briefe der Frau von Sévigné, des Bussy Rabutin, des Boursault, Racine, und anderer, mit Anmerkungen herauszugeben, um die Denkungsart jener Zeit, mit der darauf folgenden vergleichen zu können. Er hätte uns in den Sitten und Gebräuchen auf eine Menge Abstufungen und Uebergänge aufmerksam gemacht, die uns entgehen. In den Schriften, von denen ich sprach, finden sich deren eine große Anzahl, die sehr bemerkenswerth sind. In den Briefen der Frau von Sévigné und des Bussy Rabutin ist besonders auffallend, daß Ludwig XIV. sich schmeichelte die Liebe seines Volks um seiner selbstwillen zu besitzen, und zwar auch nicht ohne Grund. In den meisten Briefen an den König ist von der Anhänglichkeit, von der Zuneigung die man für ihn fühlt, die Rede, es ist sogar das Wort Leidenschaft öfters gebraucht, ein Wort, dessen man sich zu seiner Zeit häufig bediente. Diese Gefühle nun, mehr oder weniger wahr oder übertrieben, hatten ihre Quelle in der freundlichen Annäherung des Monarchen gegen die Personen verschiedenen Ranges. In einem Brie-

se des Bussy an den König sagt er: „Euer Majestät, „der nichts verborgen ist, hatten stets gewußt, daß ich „Sie von Herzen geliebt hatte. Ich bitte Sie daher auch „glauben zu wollen, daß ich Sie immer lieben werde.“ In einem andern Briefe liest man: „Welchen Grund „auch Euer Majestät wissen mögen, aus welchem man Sie „liebe, so werden Sie doch vielleicht erstaunen zu hören, „daß diese Freundschaft selbst dem Gefängnisse widersteht.“ Der Ausdruck Freundschaft, wird vielleicht von einem Manne gegen den König gebraucht, der voll Verstand und Hofmann, wie Bussy Rabutin es war, genau seine Sprache und das Ceremoniel kannte, außerordentlich scheinen; jedoch beweißt dieses um so mehr wie sehr Ludwig XIV. durch eine solche Sprache sich geschmeichelt fühlte.

Nach diesem Wunsche, den er zu erkennen gab, persönlich geliebt zu werden, kann man sich einen sonderbaren Zug des Herzogs de la Feuillade erklären. Er kam nämlich, nach dem er, während eines kurzen Waffenstillstandes Urlaub erhalten hatte auf Postpferden nach Versailles geritten, ging geraden Wegs zum König und sagte ihm: Viele kommen nach Hause um ihre Frauen zu besuchen, andere den Vater, Sohn, wieder andere ihre Maitressen; Ich Sire, bin gekommen, Eure Majestät zu sehen, und reise auch gleich wieder ab: und indem er sich empfahl, fügte er noch hinzu: (um zu beweisen, daß er nirgends mehr seine Aufwartung zu machen gedachte.) Ich bitte Euer K. Majestät dem Herrn Dauphin mich ehrfurchtsvoll zu empfehlen. Er bestieg sein Pferd und reiste wieder ab. Der König schien gerührt und sagte lächelnd mit einem Ausdruck von Zufriedenheit zum Dauphin. Ich bin beauftragt Ihnen Grüße aus-

zurichten. Man kann diesen Zug als eine verschmitzte Schmeichelei betrachten, von einem Hofmanne, wie der Herzog von la Feuillade war; doch die Scheinheiligen deuten an, daß es wahre Fromme giebt. Die Liebe zu seinem König hängt von der Erziehung und dem Beispiele ab; sie vereinigt sich mit der Liebe zum Vaterlande. Aber diese Anhänglichkeit die aus der unmittelbaren Mittheilung des Souveräns mit seinen Unterthanen entspringt, ist ein ganz anderes Gefühl; es ist feuriger, weil es persönlich und unmittelbar ist.

Heinrich IV. hat dieses Gefühl mehr als jeder andere, durch seine große Eigenschaften, durch seine offenen und liebenswürdigen Manieren und durch die Annehmlichkeit seines Verstandes einzuflößen gewußt. Er verstand, wenn es die Gelegenheit mit sich brachte, guter Camerad zu seyn, ohne daß dies seiner Würde oder der Achtung, die man ihm schuldig war geschadet hätte. In den Memoiren jener Zeit liest man, daß er bei dem Parlements-Präsidenten zu Nacht speißte, und sogar bei Zamet, der doch nur ein Finanzier und ursprünglich der Schumacher Heinrichs III. war. Ludwig XIV. erregte Gefühle der Bewunderung und man wurde leidenschaftlich für ihn eingenommen. Seine Nachfolger, weniger zugänglich, beraubten sich eines großen Mittels zu regieren indem sie die Gelegenheiten vernachläßigten, die Menschen kennen zu lernen und ihre Liebe zu gewinnen. Ein König der mit den unterrichtetsten Männer der verschiedenen Classen in vertrauterer Berührung steht, kann ihre Gefühle, ihre Denkungsarten, ihren Verstand und ihre Talente beurtheilen; welch einen Vortheil wird ihm nicht in den gewöhnlichen Zeiten diese

Kenntniß gewähren, und um wie viel mehr noch in denen der Gefahr — Welche schätzenswerthe Warnungen und wie viel weise Rathschläge wären Ludwig XVI. nicht gegeben worden, wenn er sich mehr mit den Männern aller Abtheilungen abgegeben hätte! Aber, seit Ludwig XIV. sprach der König nur zufällig mit denen, die seiner Person nicht durch Hofämter nahe standen.

Der Unterschied in der Ausübung der Religion zwischen der Regierung Ludwigs XIV, und der seines Nachfolgers ist, obgleich sehr auffallend, schwerlich bemerkt worden. Während der Regierung des ersten stirbt weder eine ausgezeichnete Person, noch ein berühmter Mann von dem man nicht die mehr oder weniger erbauliche Art seines Todes anführt. Die Versöhnung eines Sterbenden mit der Kirche und seine Reue, scheinen seine Freunde über seinen Verlust zu trösten. La Fontaine bezeugt seine Reue in Gegenwart mehrerer Mitglieder der Akademie, die er hatte zusammen bitten lassen, über den Skandal den er durch seine Erzählungen verursacht habe; nach seinem Tode fand man ihn mit einem härenen Gewande, das er schon lang getragen hatte. In seinen letzten Jahren scheint Racine nur mit der Ausübung religiöser und wohlthätiger Handlungen beschäftigt. Am Vorabende hoher Feiertage unterließ er jede Arbeit und jedes Geschäft. Sowohl in den Briefen die ich erwähnt habe, als auch in andern, kann man sehen wie sehr die Prediger befolgt und die Andachts-Bücher sorgfältig gelesen wurden. Unter der Regentschaft wurde alles was fromm oder Andacht hieß in's Lächerliche gestellt; und zehen Jahre

nach dem Tode Ludwigs XIV. schien es, als ob zwischen seiner Regierung und der Ludwigs XV., wenigstens was die Religion betrifft, zwei Jahrhunderte lägen.

Die Briefe der Mlle. Ayssé welche 1805 (*) wieder gedruckt wurden, enthalten sehr interessante Anekdoten, auch geben sie einen sehr richtigen Begriff von den Sitten zur Zeit der Regentschaft. Sie waren so ausgeartet, daß auch über die anstößigsten Auftritte, die Zeitgenossen gar nicht zu erstaunen schienen. Die junge und unverheurathete Mlle. Ayssé, welche man trotz der Leidenschaft der sie unterlegen war, **) für züchtig und tugendhaft halten kann, spricht oft in ihren Briefen an eine Familienmutter, von Frauen, welche in allgemeiner Achtung standen, daß sie Liebhaber angenommen oder aufgegeben haben. Die in dieser Beziehung sehr galante Marquise von Parapabère war ihre sehr vertraute Freundin. Die Verdorbenheit war damals so allgemein, daß Mlle.

---

*) Sie sind an Madame Calandrin gerichtet, welche in Genf lebte. Der Gemahl der Madame Calandrin oder Calandrini, stammte aus einer edlen Familie aus Lucca in Italien, welcher nachdem er so wie noch mehrere dieser Republik zur protestantischen Religion übergegangen war, sich nach Genf geflüchtet hatte. In dem zuerst in London 1798 herausgekommenen Briefwechsel des Lord-Bolingbrocke sieht man, daß sich dieser Minister auf die Bitte der Frau von Feriol, bei der Mademoiselle d'Ayssé lebte, sehr für die Familie des Herrn Calandrin interressirte, und daß es seiner Verwendung bei Herrn von Torey gelang, daß sie hinsichtlich ihrer Forderungen, welche sie an die französiche Regierung zu machen hatte, befriedigt wurde.

(Anmerkungen des ersten Herrausgebers.)

**) Man weiß daß sie den Chevalier d'Aydie leidenschaftlich liebte.

(Anmerkung des neuern Herausgebers.)

Ayssé nichts außerordentliches in den Verbindungen zu finden scheint, welche weder von der Religion noch den guten Sitten gebilligt werden, sie spricht darüber gerade wie diejenigen darüber sprechen, mit denen sie lebte, ohne ein Urtheil darüber zu fällen, und beschränkte sich nur darauf, nicht auf gleiche Weise zu leben. Die Zügellosigkeit war so groß, daß sich die Frauen untereinander verabredeten, einen Liebhaber zu haben, als wie wenn es einen Platz in der Oper gegolten hätte. *) Andere Frauen die schon Jahr abwärts gingen unterhielten junge Männer, und diese errötheten nicht darüber und glaubten sich auch nicht dadurch entehrt. Die Herzogin von Phalaris, in deren Arme der Regent gestorben ist, unterhielt öffentlich einen jungen Offizier Namens la Figarède, der das Aussehen eines Herkules hatte und deßhalb auch, als Anspielung auf sein Verhältniß, der Stier der Phalaris (le taureau de Phalaris) genannt wurde. Der Marquis Béringhen, einer der schönsten Männer seiner Zeit, wurde ebenso von der Frau von Parabère unterhalten. —

Die Frömmigkeit der Königin, Gemahlin Ludwigs XV. trug nach und nach dazu bei, die Frauen mehr auf den Anstand sehen zu lassen. Nach diesem riß aber nun die Neigung zu öffentlichen Mädchen oder der vom Theater die jungen Leute hin, und die Leichtigkeit solcher Liebeshändel minderte den Eifer der Männer sich um die Frauen der guten Gesellschaft zu bewerben. Die Liebe

*) Um diese Behauptung zu begründen, darf man nur die Briefe der Frau Marquise von V******* und der Frau von C******* an den Herzog von Richelieux, anführen. Sie sind gedruckt, und die Originale vorhanden.

(Anmerkungen des erstern Herausgebers.)

zu einem freien ungebundenen Leben war gegen die Verbindungen, welche mit Zwang und anhaltender Aufmerksamkeit verbunden waren, überwiegend. Die Neigung zu den öffentlichen Mädchen, und die ungeheuren Ausgaben, die man an sie verschwendete, können zum Theil jenen mit bedeutendem Vermögen zugeschrieben werden, welche durch das System des Law, (welcher das Vermögen einer großen Anzahl Familien wie in der Hand wechseln machte,) und durch den ungeheuern Gewinn der Finanziers es sich so schnell erworben haben. Junge Leute, Erben von Millionen und Inhaber von Stellen mit bedeutendem Einkommen, verschwendeten Schätze, die ohne große Mühe gesammelt waren. Es war daher gewissermaßen ein Stand, ein unterhaltenes Mädchen zu seyn.

Der Liebhaber versammelte in dem Hause seiner Maitresse seine Freunde, und ehrte sich in dem Luxus den sie zeigte. *) In einiger Hinsicht ging zu dieser Zeit die Galanterie unter, und man sah fast die Liebeshelden verschwinden. Derjenige der sonst auf eine glänzende Weise diese Rolle gespielt, hatte ein kleines Haus in der Vorstadt, wohin sich die für den Augenblick Begünstigte begab, in einem Wagen ohne Wappen, begleitet von einem vertrauten Bedienten ohne Livree, den man Grison nannte. Die jungen Männer, nahmen sich bei ihrem Auftritte in

*) Dieser Luxus war so groß, daß eine wegen ihrer Verschwendung bekannte Mlle. Deschamps auf den Einfall kam das Pferde-Geschirr für ihren sechsspännigen Zug mit Strass (falschem Diamant) besetzen zu lassen. Der Polizei-Lieutenant, der von diesem Vorsatz unterrichtet wurde, ließ ihr sagen, daß wofern sie sich mit dieser glänzenden Bespannung sehen ließe, sie in das Hospital gebracht werden würde.

(Anmerkung des ersten Herausgebers.)

die Welt einen dieser Männer zum Muster, der am meisten Glück hatte; und es gab Frauen, welche wie eine Waare im Umlauf waren. Einige von ihnen waren hauptsächlich nur für die Neulinge bestimmt, und ein junger Mann, der sich einmal auf dieser Laufbahn befand, durfte, belehrt durch ihren Unterricht, sich schmeicheln, seine Eroberungen zu vervielfältigen.

Ludwig XIV. hatte Maitressen gehabt, allein sie waren durch ihre Geburt berufen am Hofe zu leben. Er war voll Aufmerksamkeit für sie, und sie waren der Gegenstand sehr glänzender Feste, welche die Liebe des Monarchen zu erkennen gaben. Zu jener Zeit waren die Höflinge von feiner Lebensart und Pracht liebend und die Wohlständigkeit des Betragens verdeckte mit einem ehrsamen Schleier, die Annäherungen welche die Moral nicht zuläßt. Ludwig XV, verführt durch die Lockungen eines bürgerlichen Weibes, ließ sie nach Versailles kommen, um sie zu seiner Maitresse zu machen, aber der Charakter des Monarchen und die niedere Herkunft der Favorite, riefen weder den Glanz noch die Würde zurück, welche die Begleiter solcher inniger Verhältnisse Ludwig XIV. waren. Ludwig XV. gewährte der Frau v. Pompadour einen Gehalt von 600,000 Livers, damit sie ein Haus unterhalten könne, wo er mit einigen Höflingen zu Nacht speiste. Eine solche von allem Glanze entblößte Einrichtung glich nur zu sehr der bequemen und sinnlichen Lebensart der Reichen, die sich öffentliche Mädchen unterhielten.

Uebrigens um die Sitten einer ganzen Nation zu beurtheilen, muß man nicht blos von einer ungeregelten Anzahl Menschen, welches auch ihre Stellung in der Gesellschaft seyn mag, ausgehen. Man muß alle Classen

betrachten und bis zu den untersten Stufen herabsteigen, denn es ist gewiß wichtig, anstößige Ausnahmen von der gewöhnlichen Lebensart zu unterscheiden. Von der Zeit der Regentschaft bis zur Revolution waren die verheuratheten Frauen weder streng noch verdorben. Die Bürgersfrauen waren auf ihre häuslichen Angelegenheiten verwiesen; und ihre größten Vergnügungen waren an Feiertagen das Theater zu besuchen, und in der schönen Jahrszeit eine Landpartie in die Umgegend von Paris zu machen. In den Provinzen waren die Sitten noch geregelter als in der Hauptstadt.

Die Geselligkeit und das savoir vivre hatte in keinem Lande so große Fortschritte gemacht als in Frankreich. Der Stolz auf Geburt oder amtliche Würde verschwand ganz in den Privat-Gesellschaften; es herrschte darin eine schickliche Freiheit und man bewirthete seine Gäste nach seinem Vermögen, ohne von der Eitelkeit sich zu etwas bestimmen zu lassen. Man suchte stets diejenigen Menschen zusammen zu stellen, die für einander paßten, ohne sich dadurch gedehmüthigt zu fühlen, daß man ihnen nur eine Malzeit ohne große Vorbereitung vorsetzen könne. Die Fremden jedoch waren, im Verhältniß ihrer Anzahl, weniger in der guten Gesellschaft in Paris verbreitet, als dies in dem größten Theil der andern Hauptstädte Europens der Fall war. Doch erklärt sich dieser Widerspruch mit der französischen Geselligkeit sehr leicht. Die Gesellschaften in den ersten Häusern waren ziemlich häufig, aber wenig zahlreich. Daraus ging nun hervor, daß derjenige der aus irgend einem Grunde, in diese Gesellschaft aufgenommen wurde, dadurch allein in einem gewißen vertrauten Verhältnisse zu allen Mitglie-

dern stand. Man behandelte ihn auf das Zutraulichste, weil man ihn gleichsam in die Reihe der Freunde gestellt hatte. Es gab aber noch eine andere Ursache, welche die Fremden von der Gesellschaft entfernt hielt, und diese besteht darin, daß in keinem Lande die Actricen, Tänzerinnen, und unterhaltenen Weiber eine, durch ihre Eleganz und sogar durch ihren Geist so ausgesuchte Gesellschaft bilden, wie in Paris. Diese Gesellschaften zogen nun den Fremden vor allem durch das Vergnügen und durch die Freiheit eines ungebundenen Lebens an, und war er einmal in dieser Gesellschaft, so lag ihm nichts daran in die gute zu gehen und Hindernisse zu bekämpfen, um daselbst aufgenommen zu werden.

Die französischen Romane geben keinen richtigen Begriff von den Sitten Frankreichs, und doch werden größtentheils nach solchen Werken die einer Nation beurtheilt. Mehreres hat dazu beigetragen, die Darstellungen der Romanenschreiber für ungetreu zu halten. Die Art zu leben ist in England viel einförmiger als in Frankreich, und die verschiedenen Stände gewähren nicht so mannigfache Schattierungen. Die englischen Romane geben deshalb eine ziemlich genaue Zeichnung des Privat-Lebens und des Innern der Familien; aber in Frankreich hatten alle Classen aus denen die Hauptstadt bestand, in dem Tone und den Manieren, so zu unterscheidende Verschiedenheiten, daß man Gelegenheit haben mußte, um sie zu beobachten.

Die Schriftsteller im Allgemeinen, erst später und nur wenn ihr Ruf gegründet war, in die große Welt eingeführt, waren fast nie in dieser Stellung. In seiner Jugend wurde Crebillon der Sohn, in der Gesellschaft

zweier Frauen aufgenommen, deren Aufführung die aller ausgeartetste war; folglich schrieb er auch Romane, die nur ihrer wollüstigen Schreibart ihren Ruf verdanken. Die Bewohner der Provinz und die Fremden glaubten in ihnen das getreuste Bild der Sitten der Frauen des ersten Ranges dargestellt, während sie doch nur, und noch dazu sehr übertrieben, eine kleine Anzahl schamloser Weiber mahlten.

Der Abbé Prevost ist oft abgeschmackt, wenn er die Helden seiner Romane nach Paris versetzt. J. J. Rousseau erwähnt ihrer öfters auf eine falsche und lächerliche Weise. Voltaire war durch seine Verbindungen am meisten unter allen Schriftstellern im Stande, ein treffendes Bild davon zu geben, aber seine Erbitterung gegen die Frommen hat ihn hingerissen, hauptsächlich die Umtriebe der Molinisten und Jesuiten, so wie die lächerlichen Scenen des heiligen Medard, zu zeichnen.

Doch enthalten Babouc und Memnon sinnreiche und charakteristische Züge über die Sitten des Hofs und der Stadt. Die neuesten Romane sind noch fehlerhafter. Anstatt einer wahren Zeichnung der Sitten und einer einfachen und natürlichen Beschreibung dessen, was täglich in der Gesellschaft vorgeht, läßt der Wunsch Erstaunen zu erregen die Autoren sich verirren. Uebertriebene Gefühle, unvorhergesehene Begebenheiten, die man geschehen läßt, ohne zu wissen wie, sind der erste Entwurf aller neueren Romane. Ein wirklich orgineller Autor Retiv v. Bretonne hat ziemlich getreu die Sitten der niedern Classen der Gesellschaft so wie die der leichtfertigen Mädchen niedergeschrieben. Man findet in seinen Werken, Züge von großer Wahrheit, welche die Früchte einer tie-

fen und gründlichen Beobachtung sind, aber dieser Schriftsteller kannte die große Welt nicht.

Ein Grad von Glanz ist an dem Hofe eines großen Königs nothwendig, und der französische hatte sich immer dadurch ausgezeichnet und damit noch eine geschmackvolle Pracht verbunden. Vormals gab es in der Art sich zu kleiden, bestimmte Verschiedenheiten für die besondern Classen, auch hatte man Zeuge und Farben, welche nur den höhern Ständen angehörten. Diese Auszeichnung hatte aufgehört; aber bis zu dem Ende der Regierung Ludwig XV. erschien man nicht anders als sehr reich gekleidet bey Hofe. Während der Regierung Ludwig XVI. wurde die Nachläßigkeit des Anzugs so weit getrieben, daß mehrere Hofleute sogar gewöhnlich nur in schwarzer Kleidung erschienen. Ludwig XVI., gewiß der am wenigsten prunkliebende Mann seiner Zeit, beklagte sich oft darüber, aber einzig und allein nur deswegen, weil es den Manufakturen schade. Die Pracht war eines Theils der bezeichnende Charakter der Monarchie. Die aufgepuzten und frisirten Herren sind nicht zu fürchten, aber die mit den langen und blassen Gesichtern, die ohne Sorgfalt für ihren Anzug sind. In einer Menge von Gebräuchen die dem Scheine nach ganz ohne Bedeutung sind, giebt es Beziehungen mit dem Gouvernement, die fast unmerklich sind; so können auch Veränderungen in den Manieren und in der Lebensart dem aufmerksamen Beobachter das Streben der Völker nach neuen Begriffen entdecken.

Zur Zeit des Todes Ludwig XIV. genoß Frankreich in Europa eines Uebergewichtes, das es seinem Reichthume, seiner starken Bevölkerung, den Vortheilen seiner

geographischen Lage und der langen Reihe von Siegen zu verdanken hatte. Der Successions-Krieg den dieser König nach so vielen andern, gegen das Ende seiner langen Regierung führte, zeigte schon genugsam wie ungeheuer die Hülfsquellen waren, die Frankreich besaß. *) Er hatte viermalhunderttausend Mann auf den Beinen und widerstand den vereinten Kräften Englands, Hollands und Oesterreichs, und troz den Siegen Marlboroughs und Eugens sezte er in Spanien seinen Enkel zum Herrscher ein, und behielt den größten Theil seiner Eroberungen.

Dieser ehemals so bewunderte Fürst erfüllte in den lezten Jahren seiner Regierung die Nation, die, in seiner Jugend, seines Ruhmes und seiner Vergnügungen sich erfreut hatte, mit Traurigkeit. Er war nichts mehr als ein gewöhnlicher Greis, der einer alten Gouvernante und einem intolleranten Beichtvater untergeordnet war. Der Regent zeigte hingegen das Bild eines jungen ausschweifenden Mannes, der sich für den Zwang, dem er lange unterworfen war, entschädigt. Bei vielen Fehlern besaß er aber der Seelengröße, Tapferkeit und Güte des Herzens. In einiger Hinsicht machte er das Laster liebenswürdig, indem er es mit den Annehmlichkeiten seines Geistes schmückte; auch kann man von ihm sagen, daß er die Nation entsittete. Man erzählt mit Wohlgefallen Züge dieses Prinzen, deren

---

*) Ce roi qui, toujours grand, accabla les Français
Et du poids des malheurs et du poids des succès,
Au bord de son cercenil, tremblant pour sa mémoire,
Leur demande pardon de quarante ans de gloire.

Chénier, Epitre á Voltaire.

Munterkeit und Witz in den Augen der Franzosen das Anstoßende seiner Aufführung vergessen machten.

Aber wie groß ist nicht die Inconsequenz eines Regierenden, gegen die Religion alle Rücksichten aufzuheben, die doch die Grundlage jeder gesellschaftlichen Einrichtung ist. Es scheint, er habe durch die Erhebung des Cardinals Dubois, auf den Gipfel der Macht und Ehrenstellen, seine Verachtung gegen die öffentliche Meinung erst recht bemerkbar machen wollen. Denn die Schamlosigkeit des Cardinals Dubois war so groß, daß man zu dem Wunsche gezwungen war, er möchte noch ein Laster weiter besitzen, nämlich das der Scheinheiligkeit.

Ludwig XV. von Natur schüchtern, gewöhnte sich daran keinen Willen zu haben, und sich zu fürchten von seinem, von der Natur empfangenen richtigen Sinne Gebrauch zu machen. Er beschränkte sich auf die Vergnügungen, welche der Ehestand und die Jagd gewähren. Während des Ministeriums des Cardinals Fleury wurden noch die Grundsätze Ludwig XIV. befolgt, die Autorität hoch geachtet, und die Finanzen gut verwaltet. Doch kann man ihm die allzugroße Wichtigkeit, mit der er die elendesten Religions-Streitigkeiten behandelte, zum Vorwurfe machen, so wie auch die aus allzugroßer Sparsamkeit entstandene Vernachläßigung der Seemacht. *)

*) Ein richtiger Verstand, ein sanfter und mäßiger Karakter, eine bewährte Uneigennützigkeit, waren die Eigenschaften des Cardinal von Fleury. Seine bekannte Geradheit und seine

Nach dem Tode des Cardinals überließ sich Ludwig XV. seinem Geschmacke, der eben so wie sein Vertrauen der Intriguen seiner Höflinge Preis gegeben war. Das angenehme und sogar majestätische Aeußere des Königs, der Anstand in seinen Manieren, die Würde in seiner Haltung, hielten lange den Hof und das Volk im Zaume, und die Unruhe die man von seiner Kindheit an wegen ihm gehabt, hatten das Volk daran gewöhnt, ihn zu lieben. Aber das geringe Interesse, welches er für die Geschäfte hatte, erkaltete nach und nach diesen Eifer. Man suchte mehr ihm den Hof zu machen, als sich durch Dienstleistungen auszuzeichnen. Die Achtung für den König nahm ab, und der Widerstand gegen die Gewalt wurde von dem Augenblicke an sichtbarer und kräftiger, als man glaubte, nur gegen Minister, die ihre Macht mißbrauchen, zu kämpfen zu haben.

Im Laufe seiner Regierung hatte Ludwig XV. drei Kriege zu führen: der erste verschaffte ihm Lothringen, der zweite, in den der Cardinal Fleury wider seinen Willen verwickelt wurde, und dessen Ende er nicht erlebte, war reich an schönen Thaten aber ohne

---

friedlichen Gesinnungen verschafften Frankreich einen langen Frieden, und der Geist der Ordnung und der Sparsamkeit, den er in die verschiedenen Departements brachte, stellten das Gleichgewicht zwischen der Einnahme und Ausgabe wieder her. Nach dem Successionskriege und den stürmischen Erschütterungen der Regentschaft, war die friedliche Verwaltung Fleury's die einzig paßende. Es hat glänzendere Ministerien, aber vielleicht kein glücklicheres für die Nation gegeben, als das Fleurys, welches achtzehen Jahre dauerte.

(Anmerkung des ersten Herausgebers)

Erfolg. Der König zeigte sich an der Spitze seiner Armee, ohne jedoch daselbst Ruhm einzuernten; dieser blieb ganz allein dem General. In dem dritten verlor Frankreich alle seine Besitzungen in Indien, in America, Africa und einen Theil der Antillen; seine Seemacht wurde zerstört und seine Armeen besiegt.

Im Jahre 1763 griff im Parlamente der Handelsstand eine mächtige Gesellschaft an, deren Verzweigungen sich von Europa aus über den ganzen Erdball erstreckten; sie wurde angeklagt, als hege sie gefährliche Grundsätze gegen die Person der Könige, obgleich sie als der Monarchie unveränderlich anhänglich bekannt war. Die Jesuiten nämlich wurden wegen der Zahlung großer Summen verfolgt, die eines ihrer Mitglieder, der ihre Interessen in der Colonie zu leiten hatte, schuldig war. Diese reine Civil-Angelegenheit gab den Grund zur Untersuchung ihrer Constitution und die Magistrats-Personen die schon seit länger als einem Jahrhunderte gegen sie aufgebracht waren, ergriffen diese Gelegenheit um ihrer Abneigung zu fröhnen.

Unter ihre Hauptfeinde zählten die Jesuiten das Parlament, die neueren Philosophen und die Geistlichkeit. Ihr Untergang war beschlossen und ein Minister des Königs (Hr. v. St. Florentin) bedeutete den beunruhigten, jedoch noch von Hoffnung erfüllten Jesuiten, daß, da der Hof sie nicht retten könne, sie sich demnach dem Befehle ihrer Auflösung mit Ruhe unterwerfen sollten.

Ich will mich nicht unterfangen, weder die Lehr-Grundsätze noch die Dienste, noch die Gefährlichkeit die-

ser Gesellschaft zu beurtheilen, aber bei dieser Gelegenheit übten die Parlamente die gesetzgebende, verurtheilende und ausübende Gewalt zugleich aus; und dieser über den Thron errungene Sieg ermuthigte sie für die Zukunft zum Widerstande. (*) Gegen die Mitte der Regieruug Ludwig XV. wurde das große Werk der Encyclopädie unternommen. Dieses Wörterbuch, bestimmt der Verwahrungsort aller menschlichen Kenntnisse zu seyn, hatte die berühmtesten Schriftsteller zu Theilnehmern. Das Unternehmen wurde mit Beharrlichkeit ausgeführt, und die Bearbeitung diente zum Sammlungspunkte für alle ausgezeichneten Schriftsteller, welche wirklich einen eigenen Körper bildeten und von denen sich mehrere durch die Kühnheit ihrer Meinungen bemerkbar zu machen suchten.

Man fing an sich mit der Wissenschaft der Staats-Wirthschaft sehr ernstlich zu beschäftigen. Eine Menge von Werken über diesen wichtigen Gegenstand, und ein durcharbeitetes aber vielleicht zu theoretisches System war das Resultat dieser Beschäftigung. Es gab Encyclopädisten und gab Oeconomisten.

Die philosophischen und administrativen Geister halfen sich gegenseitig und machten mit einander schnelle Fortschritte. Die Bücher gegen die Religion vermehrten sich,

---

*) Die Morceaux historiques enthalten über die Auflösung der Jesuiten einen Artikel, welcher in einem für sie eher vortheilhaften als nachtheiligen Sinne abgefaßt ist. Man findet darin nebst den unterrichtenden und bemerkenswerthen Schilderungen, eine Erzählung des Todes des Laurent Ricci, Generals dieser berühmten Gesellschaft. (Brief B).

(Anmerkung des neueren Herausgebers).

und die Ausübung der religiösen Gebräuche wurde eigentlich in die untern Classen der Gesellschaft verbannt. In Frankreich war es was Gewöhnliches, daß Frauen, die schon in einem vorgerückten Alter waren, sich der Frömmigkeit widmeten, aber von diesem Augenblike an, wurde die Frömmigkeit durch die Philosophie verdrängt, der Eifer für einen starken Geist zu gelten vermochte es bei einigen, sogar über die Lust mit ihren körperlichen Reitzen zu glänzen.

Ludwig XV. hatte in der Unthätigkeit seiner moralischen Kräfte und den Anstrengungen der Jagd und der Vergnügungen gealtert. Man hatte seiner Person in seinen lezten Jahren ein Weib von gemeiner Herkunft genähert, die ehe sie die Maitresse des Königs geworden, öffentlich unterhalten worden war, und eine große Anzahl der ersten Hofleute erniedrigten sich so weit, daß sie gegen die neue Favorite die Gefälligen spielten.

Herr von Choiseul, sowohl durch seinen Verstand, als auch durch die Art von Glanz die sein Privatleben und eine Operationen erhob, der ausgezeichnetste der Minister Ludwigs XV., war zu stolz, um sich vor Frau du Barry zu beugen.

Der Herzog d' Aiguillon und der Canzler Maupeou benutzten diese Gelegenheit, damit er entfernt und auf sein Gut Chanteloup in der Touraine verwiesen würde. *) Seine Ungnade war wirklich dadurch sehr bemerkenswerth, daß mehrere Personen von Hof den Muth hatten sich fortdauernd als seine Freunde zu beweisen. Sie besuchten ihn in seiner Verbannung, wo man eine Säule errichtete,

*) Den 24 Dezember 1770.

auf welcher die Namen aller derer eingegraben waren, die es wagten dem Zorne des Königs zu trotzen: aber, bewies diese Kühnheit die Achtung vor dem ehemaligen Minister, so bewies sie auch die Schwäche des Gouvernements.

Der Staat war verschuldet, und das Volk mehr gequält noch durch die Strenge des Fiskus und die ungleiche Vertheilung der Lasten, als durch die starken Auflagen, gab bei allem eine ausserordentliche Unzufriedenheit zu erkennen. Jedoch war es so sehr an den Gehorsam gewöhnt, daß die Ruhe nicht gestört worden wäre, wenn nicht der Kanzler v. Maupeou, durch persönliche Unannehmlichkeiten gegen das Parlament in Paris aufgebracht, den König gegen dieses Collegium eingenommen hätte, was um so leichter zu bewerkstelligen war, da Ludwig XV. eine so entschiedene Abneigung gegen das Parlament hegte, und also auch ohne weitere Umstände in die Aufhebung desselben willigte. Die Parlamente der Provinzen, welche sich gegen diese Maßregel auflehnten, sahen sich selbst bald vernichtet und der ehemalige Magistrat wurde durch Leute von der Wahl des Kanzlers ersezt. Die Anhänger des Herzogs von Choiseul, so wie alle die, welche der Untergang der Parlamente mit betraf, vereinigten sich ohne sich besonders verabredet zu haben. Es erhob sich also gegen den Hof eine zahlreiche Partie die um so mächtiger war, als man viele Mitglieder des Adels darunter zählte. Diese Vereinigung von Gesinnungen und Individuen aus allen Ständen wurde die erste Grundlage einer bestimmten Opposition gegen die Königl. Gewalt und eines Geistes von Unabhängigkeit, der sich unter der folgenden Regierung, forterhielt. Die Regierung befand sich einige Zeit lang in großer Verlegenheit um neue Richter zu finden; aber durch die Verbannung zwang man die frühern wo nicht

zur Unterwürfigkeit doch wenigstens zum Stillschweigen. Der Bestand der verschiedenen gerichtlichen Körper hatte sich nach und nach mehr gereinigt und gebessert, und die große Unternehmung der Unterdrückung der Parlamente war geschehen, als den 10ten Mai 1774 der König starb. Er wurde nicht betrauert, die Nation bezeugte vielmehr ihre Freude und jenen Enthusiasmus für den Thronfolger, welchen ein junger Herrscher in dem sich alle Hoffnungen vereinigen, einflößt.

Die Geschichte der Revolution zu schreiben gehört nur denen an, die entweder durch sich selbst oder durch ihre Verbindungen mit den bedeudentsten ihrer Theilhaber im Stande sind, den Gang derselben zu kennen und zu verfolgen.

In diesen Details wird man vielleicht Sachen finden, die als Beispiele in stürmischen Zeiten dienen können, jedoch aber, indem ich über dieses große Ereigniß, das durch seine Wirkungen die ganze politische Form Europas verändert hat, nachdenke, suche ich, frei von jedem Vorurtheile, nur die näheren Umstände, welche es herbeigeführt haben, zu beleuchten. Man hat dafür eine Menge von Ursachen angegeben, aber sehr oft hat man die Wirkungen ihres Prinzips nicht unterschieden. Das Feudalrecht hat überall geherrscht, aber je nach Maßgabe der Verbreitung von Reichthümmer und Kentnissen verschwand die Dienstbarkeit. Der größere Theil der französischen Nation suchte seit langer Zeit sich von dem Zwange frei zu machen, der ihr durch die Gesetze und Gebräuche der Zeiten der Unwissenheit und Barbarei auferlegt war. Dieses sind die Grundursachen zu den ersten Bewegungen der Revolution und woher sich die Begebenheiten ihrer ersten Periode schreiben. Unbedachte Maßregeln gewährten den Unzufriedenen günstige Gelegenheiten, welche diese

mit Feuer ergriffen. Die Schwäche der Regierung sicherte ihnen beinahe das Gelingen.

Wenn man den unumschränkten Willen Ludwigs XIV. die willkührlichen Handlungen der Minister Ludwigs XV. mit der Schwäche vergleicht, welche die Regierung Ludwig XVI. karakterisirt, so wird es einleuchtend seyn, daß nicht die beziehungsweise Unzufriedenheit mit der Ausübung seiner Gewalt, die Gegenpartie hervorgebracht hat, welche sich gegen diesen unglücklichen Monarchen bildete. Ein hellersehender Fürst der mehr gewohnt gewesen wäre selbst zu beurtheilen und zu handeln, hätte bey diesen veränderten Gesinnungen eingesehen, daß es nicht genug sey, sein Volk zu lieben, sondern, daß man die aristokratische Scheidewand, *) welche ihn von der Macht der Nation

*) Das Wort Aristocrat, welches während langer Zeit zu allen Mißhandlungen gegen die, welche man mit diesen Beinamen bezeichnete zu berechtigen schien, erklärt nur durch dieses Resultat, den Geist der Zeit. Man war weder gegen Ludwig den XVI. noch gegen den König erbittert, aber man sah ihn als das Oberhaupt einer Classe an, deren Vorrechte man zu zerstören entschlossen war. Eine Maßregel führte zu einer noch heftigeren und entscheidenderen. Die Revolutionären glaubten das System, gegen welches sie sich aufgelehnt hatten, nicht anders zerstören zu können, und hielten sich selbst nur durch die Vernichtung derjenigen sicher, welche an ihrem Vorhaben keinen Theil nahmen. Sie fürchteten nicht so sehr die Rache Ludwigs XVI, als die Leichtigkeit mit der er der Einwirkung irgend eines nachgeben könnte, welcher sich bemühen würde ihn zum Bruche seiner eingegangenen Verbindlichkeiten zu veranlassen. Man wird in der Geschichte dieser Zeit eine Menge Maßregeln finden, die aus den Grundsätzen Machiavellis geschöpft scheinen. Dieser, geboren und erzogen mitten unter den Unruhen der Partheien, war aber, was Verschwörung und Revolutionen anlangt, weit mehr unterrichtet, als irgend jemand. Ich werde nicht von der Zeit, welche man

trennte, zertrümmern, die Leute aller Classen seiner Person nähern, die Talente und den Geist aller Staatsbürger ohne Unterschied anerkennen und benutzen müße.

Ludwig XVI. der zwei und dreißigste König aus der kapetingischen Dynastie bestieg im zwanzigsten Jahre seines Alters einen schon sehr erschütterten Thron. Gerecht, tugendhaft, das Gute wünschend, aber ohne Erfahrung, und von einem mißtrauischen und unsicheren Charakter berief er einen ehmaligen Minister zu seinem Rathgeber, *) welchen eine dreißigjährige Amtsführung und eine lange Verbannung, die er sich durch das Mißfallen einer Maitresse des verstorbenen Königs zugezogen hatte, den ersten Platz im Rathe einzunehmen würdig zu machen schienen. Niemals ist dem Rufe der Uneigenützigkeit desselben zu nahe getreten worden, aber die Gleichgültigkeit eines Greises, der für die kurze Zeit, die er noch zu leben hatte, nur seiner Eigenliebe lebte, dann noch seine natürliche Flatterhaftigkeit waren für Frankreich verhängnißvoller, als die Ehrsucht und selbst Gier nach Reichthümern. Der Graf von Maurepas

---

emphatisch die Schrekensregierung in Frankreich nennt, und noch viel weniger von dem der ihr Oberhaupt war, reden, denn alles geht so ins Ungeheure, daß man sie aus der Geschichte ausgestrichen wünschen möchte, müßte sie nicht als Lehre für die kommende Zeit dienen.

(Anmerkung des ersten Herausgebers)

*) Der Graf von Maurepas, geistreich, aufgeräumt, artig in der Gesellschaft, ausserdem noch mit einem ausserordentlichen Gedächtnisse begabt, kannte besser als irgend jemand die Familien, die Gebräuche des Hofes, die Formen der Administration, die Rechte und Ansprüche der obersten Gerichtshöfe.

(Anmerkung des ersten Herausgebers.)

voll Scharfsinn und durchdringenden Verstandes, dem ganz entgegen aber bei allen langwierigen und ernsthaften Unterhandlungen, sanft und wankelmüthig, war, in der Ueberzeugung, daß die französische Monarchie stark genug sey, allen Crisen widerstehen zu können, nur in einem einzigen Gefühle feurig und beständig — in dem Gefühle seiner Rache gegen das Andenken Ludwigs XV., dem er seine Ungnade nie verzieh. Er sah in der Wiedereinsezzung des Parlementes ein Mittel, sich die öffentliche Zuneigung zu verschaffen, und seiner Abneigung gegen die vorige Regierung Genüge zu thun. Ein Staatsmann würde ohne Zweifel diese Sache aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet, und darauf gedacht haben, Nutzen aus einer Umwälzung zu ziehen, die unter einem andern Ministerium geschehen war, und an deren Schmach er gar keinen Theil hatte. Hätte er sich damit beschäftigt, die Wirkung, die jene Veränderung für den ehemaligen Magistrat hatte, zu mildern, so würde er die öffentliche Ruhe befestigt, und die Regierung von einem mächtigen Körper befreit haben, welcher ihr oft entgegen gewesen war. Zu diesen, der Autorität so günstigen, Betrachtungen gesellte sich noch die Leichtigkeit, mit der man dem Staate Gutes erweisen konnte, ohne von den Ansprüchen den Vorurtheilen und der Geschäftserfahrenheit selbst der Magistratskörper aufgehalten zu seyn, die nie eine Gelegenheit verabsäumt hatten, ihren Einfluß in den Operationen der Regierung zu vergrößern, und oft ihren Gang zu unterbrechen. Der Wunsch eines vorübergehenden Vortheils überwog, und die Parlemente welche den 12. Nov. 1774 wieder eingesetzt wurden, glaubten sich unerschütterlich.

Die Minister des seeligen Königs fielen in Ungnade und wurden durch andere ersetzt, unter welchen nur zwei der Aufmerksamkeit würdig sind, nämlich der Graf du

Muy, nachheriger Feldmarschall, und Turgot. Der erstere ein unterrichteter Soldat und treuer Anhänger des Dauphin, Vater Ludwigs XVI. liebte weder, noch achtete den Hrn. von Maurepas. Er kämpfte gegen dessen Flatterhaftigkeit und Sorglosigkeit und that alles um Ludwig XVI. mehr Festigkeit einzuflößen. Doch zum Unglück starb dieser achtungswürdige Diener nur zu bald.

Herr Turgot, zuerst Minister des Seewesens alsdann der Finanzen, war als einer der eifrigsten Anhänger des Systems der Oeconomisten bekannt. Er vereinigte mit den tiefsten speculativen Kenntnissen, die Erfahrung, die er sich als Intendant der Limoges erworben hatte. Die Intrigue hatte keinen Theil an seiner Ernennung. Er säumte nicht die Grundsätze ins Licht zu setzen, welche er immer bekannt hatte. Die Oeconomisten ermuthigt durch die Unterstützung eines Ministers ihrer Partie, verbreiteten immer mehr ihre Lehre. Die Strenge der Grundsätze Turgots war den Hofleuten und noch mehr den Finanziers zuwider. Die ersteren griffen ihn mit den Waffen der Lächerlichkeit an; die Finanziers, welche eine Unterdrückung ihrer ungeheuern Vortheile befürchteten, wendeten alles an, seine Operationen in Mißcredit zu bringen. Die Parlemente endlich widersetzten sich seinen Planen und der erste Minister, erschreckt über den Einfluß, welchen der Finanz-Minister durch seine Einsicht und Eifer für das Wohl des Staates über den jungen König erhielt, bediente sich der Schlauheit eines alten Hofmannes um ihn zu stürzen. Er bewirkte auch wirklich beim Könige den Fall des Herrn Turgot, welchen er als einen Menschen schilderte, der sich Ideen einer chimärischen Verbesserung hingäbe, und der ein gefährlicher Neuerer sey.*)

*) Herr Turgot verband mit einem erweiterten und geübten Verstande eine sehr strenge Tugend, aber in seinem Karakter

Herr von Malesherbes, der nur auf das dringende Bitten des Herrn Turgot das Ministerium des königlichen Hauses übernommen hatte, gab mit dem Moment der Ungnade seines Freundes seine Entlassung ein.

Während der Geist der Nation einen Emporschwung zu neuer Ordnung der Dinge nahm, und der Leichtsinn des ersten Ministers die Macht dem Gange des Zufalls überließ, hatte der Hof eine ganz andere Gestalt angenommen.

Marie Antoinette, ungeduldig über die lästigen Formen, welche die Königinnen von Frankreich zu einer fast ununterbrochenen Repräsentation zwangen, wurde durch das Reitzende einer Aussicht auf einen geselligen Verein, in welchem Freiheit und Zutrauen herrschen sollten, verführt. Diese Fürstin, ohne jedoch die Folgen davon vorauszusehen, ließ sich verleiten, in mancher Beziehung vom Throne herabzusteigen, um die Annehmlichkeiten des Privat-Lebens zu genießen. Die Gesellschaft, welche man ausgewählt hatte, vergrößerte sich unmerklich und bald ward sie zahlreich und zu sehr gemischt. Das hohe Spiel, welches alle Stände einander näher bringt, und welches in der Lebhaftigkeit der Leidenschaften, das Maaß der Un-

---

hatte er eine solche Unbiegsamkeit, und in seinen Formen eine Trokenheit die oft diejenigen beleidigte, mit welchen er zu thun hatte. Sein kurzes Ministerium, ist durch Verordnungen zu Gunsten des Volkes durch Hinwegräumung der, der Industrie nachtheiligen Hinderniße und durch die Feststellung einer unbegränzten Freiheit für den Getraide-Handel; ein Gegenstand der sehr viele Streitigkeiten verursacht hat und mit dem man noch nicht im Reinen ist, sehr bemerkungswerth gewesen.

(Anmerkung des ersten Herausgebers.)

terhaltung und die Behutsamkeit in den Manieren vergessen läßt, vermehrte noch die unzertrennliche Gleichheit einer vertrauten Gesellschaft. Von diesem Augenblike an hörte der Hof auf, der Stadt den Ton anzugeben, weil er die dort in Gesellschaft herrschenden Gesinnungen Moden und Gewohnheiten annahm. Diese Veränderung in der Lebens-Ordnung am Hofe diente nur dazu, den ungeheuren Abstand auszufüllen, der bis jezt zwischen diesem und dem Publikum bestanden hatte. (*

Die Staaten behaupten sich durch die Beharrlichkeit ihrer Grundsätze und durch die Einigkeit aller Theile. Das Schwanken in den Maaßregeln flößt dem Volke Mißtrauen ein, und deutet auf Unordnung oder Naßläßigkeit in der Regierung. Die Gewalt erfährt dann einen Widerstand, und diejenigen, welchen ihre Aufrechthaltung obliegt, werden verachtet. Die Stabilität der bei der Administration Angestellten, dient hie und da bis zu einem gewißen Punkte als Gegengewicht gegen den Wechsel der Ideen; aber niemals war die Existenz der Minister unsicherer als während der Regierung Ludwig XVI, und zu keiner Zeit hatte man so viel Unbestimmtheit in ihren

*) In den Notizen, welche den Memoiren der Frau von Campan vorangehen, hat man die Ungerechtigkeit dieser Vorwürfe widerlegt. Nachdem die Sitten in den lezern Jahren die Regierung Ludwig XV so grausam verlezt und die königliche Majestät so auffallend herabgewürdigt worden waren, konnte man da eine junge Prinzessin, welche den lügenhaften Schein der Etiquette, durch Gewohnheiten einer schiklichen Höflichkeit, edlen Leutseligkeit ersezt wünschte, dieser eingetretenen Veränderung so strenge beschuldigen?

(Anmerkung des neuen Herausgebers.)

Planen bemerkt. *) Sie begnügten sich damit für die Bedürfnisse des Augenblicks zu sorgen. Die Sucht zu

*) Ludwig XIV, hat während einer 40 jährigen Regierung, von dem Frieden der Pyräneen an gerechnet, fünf und zwanzig Minister aller Art, gehabt, worunter viele von ausgezeichneten Verdiensten waren. Ludwig XV hat deren, während einer sechzigjährigen Regierung vierzig und Ludwig XVI. in fünfzehn Jahren, sieben und zwanzig gehabt; denn man spricht hier nicht von den stürmischen Begebenheiten, welche auf die Versammlung der Stände folgten, sondern nur von den Ministern dieses Fürsten während der Zeit seiner eigentlichen Regierung. Die Geschäfte wurden unter Ludwig XV. mit mehr oder weniger Geschiklichkeit geführt, aber kein Minister hat während seiner langen Regierung so Ausgezeichnetes geleistet wie Sully Richelieu, Colbert und Louvois. Es mag dies nicht gerade ein Mangel an Genie seyn; denn d'Argenson, Chauvelin, Machault waren durch ihre Einsichten und Erfahrungen sehr ausgezeichnete Männer: sondern weil es nur gewiße Conjuncturen giebt, in denen ein Minister einigermaßen Schöpfer werden kann Ueberdies geben der Antrieb und der Charakter des Monarchen einem geistvollen Manne allein allen Schwung, denn, ohne diese ist er gezwungen, auf den gewöhnlichen Kreis der laufenden Geschäfte sich zu beschränken. Dieser Bemerkung kann man das Beispiel Richelieu's entgegenstellen; Ludwig XIII, obgleich charackterlos, hatte jedoch einen sehr richtigen Sinn und hat seinem Minister nie entgegengewirkt.

Unter der Regierung Ludwig XIV, bis zu seiner Vermählung mit Frau v. Maintenon, bemühten sich die Minister den Maitressen zu gefallen, ohne daß jedoch diese sich Einfluß auf die Geschäfte zu verschaffen suchten. Dies war aber mit den Ministern Ludwigs XV ganz anders, sie standen unter den Befehlen der sich zum Premier Minister erhobenen Marquise von Pompadour, und die Gewalt, welche sie erlangt hatte, war das Resultat ihrer, (der Minister,) Niedrigkeit. Der König verlangte keine knechtische Nachgiebigkeit gegen seine Geliebte, aber jeder suchte seine Nebenbuhler auszustechen und beeiferte

verwalten, hatte sich so aller Köpfe bemeistert, daß man fast täglich die alten Formen verschwinden und neue ans Licht treten sah.

Das Ministerium der Finanzen, eines der wichtigsten, war das stürmischte. Die Generalcontroleurs wurden wie Quacksalber angesehen; deren Mittel man einige Zeit gebraucht; und der größere Theil von ihnen beschäftigte sich auch nur damit, Palliativ-Mittel zu suchen, um den Gang der Geschäfte während der kurzen Dauer ihrer Direction zu behaupten.

In einem Zeitraume von fünfzehen Jahren sind zehen General-Controleurs rasch auf einander gefolgt.

Am Tage der Ernennung eines Ministers, wahrsagte man ihm auch schon seine Entlassung. *) Es war ganz unmöglich, daß eine so schwankende Ordnung der Dinge nur die geringste Achtung erhalten konnte. Einem Minister blieb kaum die Zeit Kenntniße von den, seiner Führung übergebenen, Geschäften zu nehmen.

---

sich ihr die GeschäftsAngelegenheiten seines Departements vorzulegen. Wären alle darin überein gekommen, der Maitresse des Königs keine Rechnung von ihrer Geschäftsführung abzulegen, so würde sie keinen größeren Einfluß auf die Geschäfte gehabt haben, als die Maitresse Ludwigs XIV, und sie würden deshalb vom König nicht weniger gut behandelt worden seyn.

*) Ein für das Gouvernement des Dekan vom Kaiser Mahomet Shaw ernannter Vize - König verließ Delhy auf einem Elephanten reitend, das Gesicht nach dem Hindertheile des Thieres zugekehrt. Befragt über diese sonderbare Stellung, gab er zur Antwort, daß dies nur deshalb geschehe um seinen Nachfolger ankommen zu sehen.

(Anmerkung des ersten Herausgebers)

Die Stelle des Kriegsministers war während einiger Jahre beinahe eben so wenig beständig, als die eines General-Controleurs; Edikte, Reglements, Verordnungen ohne Zahl, erschienen aus den Canzleien dieser beiden Departements.

Die Könige von Frankreich haben seit mehreren Jahrhunderten her um ihre Person ein auserwähltes Truppen-Corps gehabt, welchem man den Namen Maison du Roi gab, und bei den Germanen findet man den Ursprung dieses Gebrauchs. Tacitus sagt, „der Fürst war umgeben „von den Edlen; er focht für den Sieg und die Edlen für den „Fürsten.“ Diese Garde (Maison du Roi) bestand außer den beiden Regimentern der französischen und Schweizer-Garde, noch aus Garde du Corps, Grenadieren zu Pferd, Garde Gensdarmes, Chevauxlegers und aus Musquetieren. Diese Truppen bildeten ein zahlreiches Corps, wovon der größte Theil der Mannschaft in der Blüthe ihrer Jahre stand. Bei dieser Truppen-Abtheilung die besonders der Person des Königs gewidmet, und von dem glänzendsten Muthe erfüllt war, herrschte eine andere Ordnung als bei der übrigen Armee. Ihre Einrichtung hatte für den König wegen des Luxus und der großen Ausgaben, die daraus entstanden, eine Menge Nachtheile, jedoch bildete es einen Phalanx, der oft den Feinden in den Augenblicken der Noth den Sieg entrissen hatte. Der Graf von St. Germain ein sehr geschickter Kriegsmann und dem Neuerungsgeiste ergeben, löste den größten Theil dieser Truppen auf, sey es nun, daß er kein anderes Mittel anzuwenden wußte, als die deutsche Disciplin, oder daß er den Karakter der Franzosen oder die Natur ihrer Regierung verkannte. Aber das Sonderbarste bei dieser Maßregel war, daß die Sparsamkeit den Grund zu dieser Umstaltung gab, obgleich diese Truppen, welche er wahrscheinlich nach dem Reichthume und Luxus ihrer Klei-

der und Pferde beurtheilte, nicht mehr als die gewöhnlichen Reiter kosteten. *) Der erste Minister, saumselig und gleichgültig, ließ den Grafen St. Germain dieses Corps auflösen, welches die Stütze des Thrones war, und ihn im Fall der Noth zu vertheidigen im Stande gewesen wäre.

Bei dem Tode Ludwig XV. war das Königreich seit zwölf Jahren im Frieden, und obgleich die Staatsschuld bedeutend war, so hätte die Staatswirthschaft in der Abschaffung und Verbesserung der Mißbräuche einem einsichtsvollen Manne die Mittel dargeboten, die Zinse abzutragen, und jedes Jahr einige Summen zur Tilgung des Capitals anzuwenden.

Herr Necker, der als Banquier ein bedeutendes Vermögen und den Ruf der Geschicklichkeit als Syndicus der indischen Compagnie sich erworben hatte, wurde zum Direktor der Finanzen erhoben, als Herr Taboureau den Herrn von Clugny auf einige Zeit ersetzte, den einzigen Generalcontroleur der, seit Colbert, auf seiner Stelle mit Tode abgegangen war.

Zur Zeit der Ernennung des Herrn Necker fing Frankreich einen Krieg an, um den Aufruhr der englichen Co-

---

*) Ein Musquetier, ein Gendarme, ein Chevau-leger hatten an Sold, Kleidung, Ankauf und Erhaltung des Pferdes nicht mehr als 720, livres, d. h. 40 Sols täglich; jeder Reiter kostete ebenso viel, besonders wenn man die Kosten der Casernirung und Spitalpflege rechnet, welche dem Könige bei den Truppen seines Hauses, nicht zur Last fielen.
(Anmerkung des ersten Herausgebers)

lonien in Amerika gegen ihr Mutterland zu unterstützen und man sah mit Erstaunen, ja sogar mit Enthusiasmus, daß der neue Minister die Mittel dazu herbeischaffte, ohne zu neuen Auflagen seine Zuflucht nehmen zu müssen. Man berechnete nicht, daß lastende Anlehen, wenn man keine Maßregeln ergreift, weder die Interessen zu entrichten, noch das Capital heimzuzahlen, nur die Verlegenheiten des Staates vermehren und seine Hülfsquellen untergraben würden.

Die Regierung hatte lange Zeit her von den Finanziers abgehangen, welche die nöthigen Summen vorstreckten. Herr Necker hatte an die Stelle des Credits der Finanziers den der Banquiers gestellt, deren Gewinn jenen der Finanziers noch überstieg; durch diese Aenderung und durch die Anlehen die er erleichterte, entstand in dem Staate eine neue Macht: man verwechselte bald die Interessen und Wünsche der Nation mit dem Interesse und Spekulationen der Banquiers und Capitalisten, welche die Bedingungen der Anlehen bestimmten und dadurch den Ministern selbst ein furchtbarer Verein wurden. Wenn die Finanziers aus den Bedürfnissen des Staates einen Mißbrauch machten, so blieben sie doch immer abhängig: die Banquiers mißbrauchten jene Bedürfnisse nicht weniger, und waren unabhängig. Die Banquiers sind Bürger eines jeden Landes und eine republikanische Regierungsform hat mehr Reitze und Vortheildarbietendes als eine monarchische, für Leute, deren Vermögen disponible ist, deren Existenz nur in den Reichthümern besteht und die stets von der Begierde belebt sind, sie noch zu vermehren. Der Mensch verirrt sich gar zu oft in der Anwendung der Prinzipien; was der englischen Regierung zuträglich ist, das ist augenscheinlich gefährlich für einen rein

monarchischen Staat. Nach und nach kam der Speculations-Geist in Paris, in die verschiedenen Classen der Gesellschaft, und Männer ausgezeichnet durch ihren Rang und ihre Geburt, nahmen Theil an den Operationen und wurden Wechselwucherer.

Durch die Finanzrechnungs-Ablegung des Herrn Necker im Jahre 1781. wurde das Zutrauen, welches er einzuflößen gewußt hatte, aufs höchste gesteigert. Das Publikum war durch die Betrachtung geschmeichelt, daß ein Minister seinen Beifall begehrte, indem er ihm seine Operationen zu beurtheilen vorlegte.

Herr Necker, welcher nachher die Provinzial-Versammlungen vorschlug, enthüllte auch zugleich die Mittel, die Macht des Königs in diesen Versammlungen sicher zu stellen. Die Geistlichkett und der Adel bildeten die eine Hälfte derselben und der dritte Stand die andere; der König aber erwählte die Mitglieder aller drei Classen. Diese Versammlungen boten jedoch keine andere Thatsachen dar, als die Vertheilung der Macht der Intendanten unter eine gewiße Anzahl Personen, worin aber der Intendant noch einen bedeutenden Einfluß sich bewahrte, und diese Organisation bildete eine sonderbare Mischung von Freiheit und Unterwürfigkeit. Die Schrift, welche Hr. Necker bei dieser Gelegenheit herausgab, hatte sich mit ausserordentlicher Schnelligkeit in der Hauptstadt und in den Provinzen verbreitet; sie nahm alle Köpfe ein, und regte sie gegen die Administration und gegen die Magistrate auf, und machte die Ausübung der Gewalt, deren Mißbräuche ein Minister des Königs ans Licht zog, nur noch schwieriger.

Obgleich Necker es bis zur Stelle eines Generaldirektors des Finanzen gebracht hatte, so arbeitete er mit dem Könige doch nur in Gegenwart des ersten Ministers.

Sein Gesuch in den Geheimen-Rath aufgenommen zu werden, wurde ihm abgeschlagen, und da er diese Angelegenheit zu heftig betrieben und sich zu weit eingelassen hatte, sah er sich gezwungen seinen Platz zu verlassen, den er nicht behalten zu können ankündigte, im Fall seinem Verlangen nicht entsprochen würde. *) Er hatte den Beifall einiger Gesellschaften für sich und die Lobeserhebungen einer großen Anzahl Gelehrter; hauptsächlich aber die Wünsche des Volks, welches durch das Mitleid, das er für die bedürftigen Classen zeigte, hingerissen war.

Während Frankreich für die Freiheit der Amerikaner focht, waren englische Blätter und besonders ein Journal, das in London in französischer Sprache unter dem Titel le Courrier de l'Europe **) herauskam, in Paris und

---

*) In den ersten Memoiren der Frau von Campan I Theil X. Capitel, kann man sehen, durch welchen Kunstgriff Herr von Maurepas den Herr Necker von der Administation entfernte, indem er dem Könige glauben machte, daß dieser Minister die übertriebensten Ansprüche nährte.

(Anmerkung des ersten Herausgebers)

**) Der zur Zeit des amerikanischen Krieges, in England in französischer Sprache herausgekommene und in Frankreich sehr verbreitete Courier de l'Europe, wurde von einem Engländer in Verbindung mit einem gewissen Morande, Redakteur dieses Blattes, herausgegeben. Morande, der Verfasser des Gazetier cuirassé, einer anstössigen Schrift, hatte sich nach London geflüchtet um sich den Verfolgungen des französchen Gouvernements zu entziehen, das ihn festhalten lassen wollte. Sie begannen ihr Journal damit, daß sie verschiedene Personen des Hofes zu Versailles in einem wenig vortheilhaften Lichte zeichneten und Operationen der Minister tadelten. Johnston, ein zur damaligen Zeit sehr ausgezeichnetes Mitglied der Opposition in England, der den englischen Redakteur kannte, erzählte mir, daß, als er einst zu Calais günstigen Wind ewartete um sich einzuschiffen, er diesen Morande

in allen Provinzen des Reichs in freiem Umlauf. Die Reden einiger ausgezeichneten Mitglieder der Opposition, welche mit Beredsamkeit die Prinzipien vertheidigten, nach welchen die Amerikaner die Waffen ergriffen hatten, und welche die Rechte der Völker und die legitime Macht des Fürsten auseinander setzten, wurden mit Begierde und sogar mit Enthusiasmus gelesen und trugen auch hauptsächlich dazu bei, das Publikum zu entflammen.

Die jungen Edelleute des Hofes beeiferten sich in diesem Kriege zu dienen. Die Freiheitsgedanken keimten leicht in Gemüthern, die ohne Reife erlangt zu haben für Neuerungs-Systeme leidenschaftlich ergriffen waren. Der Beifall, den die Franzosen in Amerika einerndteten, flößte ihnen noch mehr Geschmak für die Vortheile des Volkes ein. Diese, der Macht des Monarchen gänzliche Unterwürfigkeit, welche das französische Militär bis hieher ausgezeichnet hatte, ward nach und nach immer schwächer und die Bande des Gehorsams ließen nach. Dieje-

habe ankommen sehen, und ihm darüber sein Erstaunen ausgedrückt, wie er es wagen könne auf französischem Boden zu erscheinen. Dieser habe eine ausweichende Antwort gegeben und den Weg nach Paris genommen; nachher habe er, Johnston, erfahren, daß derselbe sich gleich nach seiner Ankunft daselbst zum Polizey Lieutenant und von da zum Herrn von Vergennes begeben habe! Wenige Tage darauf sey er nach London zurückgekehrt, nachdem er, wie es hieß, eine jährliche Pension von 12,000 Fr. erhalten hatte. Dies war vielleicht das Beste was man thun konnte, wenigstens bemerkte man, daß in dem Courier de l'Europe nichts mehr erschien, was die französischen Minister beleidigen konnte; aber sonderbar genug wird es scheinen, daß diese Minister glaubten, nachdem sie den Vorsatz gefaßt hatten die Amerikaner zu unterstützen, diese Zeitung könne die französische Nation zu dieser Sache anfeuern, während sie doch nur dazu beitrug, den Geist der Unabhängigkeit zu verbreiten. Abermals eine der zahlreichen Inconsequenzen, welche das Betragen der Minister Ludwigs XVI schildert.

(Anm. des Herausgebers.)

nigen, welche sich mit dem größten Enthusiasmus für die Sache der Amerikaner bewiesen hatten, wurden bei ihrer Rükkehr nach Frankreich am besten bei Hofe empfangen, am meisten von den Ministern geschmeichelt und in der Stadt am meisten aufgesucht. Der König erlaubte seinen Höflingen einen Orden *) oder ein Zeichen der Auszeichnung zu tragen, welches in Amerika als Symbol der Unabhängigkeit eines Volkes, das sich gegen seinen König aufgelehnt hatte, gestiftet worden war. Mehr den 15 Millionen Schulden, der Verlust einer bedeutenden Menge von Kriegern und Schiffen war nach dem Frieden das Resultat eines Krieges, von dem noch zu erwarten steht, ob Frankreich je einen Vortheil davon haben wird, eines Krieges den Ludwig XVI. mißbilligte und in den ihn seine Minister wider seine eigene Ueberzeugung verwikkelten. **)

Bei diesem Zustande der Dinge nun erschien eine von dem Kriegsminister vorgeschlagene Verordnung, wel-

---

(* Des Cincinnatus.

**) Die Erfahrung hat bewiesen, daß die Unabhängigkeit der englischen Colonien auf dem festen Lande Amerikas wohl hätte zugestanden werden können, ohne daß daraus für den Handel noch für die Seemacht Großbrittaniens ein Nachtheil entstanden wäre und dieses noch den Vortheil gehabt hätte, von der Sorge und Kosten wegen ihrer Vertheidigung befreit zu werden. England hatte Unrecht ihnen die Unabhängigkeit zu verweigern von dem Augenblick an, wo sie den Willen zeigten, solche zu erlangen. Die Engländer hätten Schätze und Blut erspart, welches in diesem Kriege vergeudet wurde; sie hätten die Amerikaner mit stärkeren Banden an sich gefesselt! gleiche Sprache, gleiche Gebräuche haben sie gemein. und gleiches Blut fließt in ihren Adern. Das englische sowohl als das französische Gouvernement hatten Unrecht sich in diesen Streit einzulassen.

(Anmerkung des ersten Herausgebers.)

che die Beweise von vier Adelsgraden verlangte, um als Offizier in den Königlichen Dienst treten zu können. Dieser Befehl kränkte und empörte eine Menge durch ihre Anstellung sehr bedeutende Familien und eine noch größere Anzahl ehrbarer Familien des dritten Standes. Die Eigenliebe sowohl, als das Interesse, waren dadurch tief verlezt. Vor dieser Zeit konnte ein jeder, welchen Herkommens er auch seyn mochte, sich schmeicheln, daß sein Sohn bis zu den höchsten Graden in der Armee steigen könnte. Der Marschall de Fabert war der Sohn eines Buchhändlers in Metz, der Marschall Catinat, der Sohn eines Raths im Parlamente. General von Chevert den der Tod überraschte als er gerade zum Marschall von Frankreich ernannt werden sollte, war von niedern Eltern in Verdun-sur-Meuse geboren; seit dieser Verordnung aber konnte man es nicht einmal mehr zum Unterlieutenant bringen, wenn man nicht wenigstens schon seit einem Jahrhunderte den Adel nachweisen konnte.

Die nur zu auffallende und anstößige Geschichte des bekannten Halsbandes trug hauptsächlich dazu bei, dem Hofe noch das Wenige von Achtung, die das Publikum hatte, zu rauben. Die Unvorsichtigkeit den Cardinal v. Rohan festnehmen und in die Bastille führen zu lassen, stellte den erlauchten Namen der Königin blos, welcher ein so vernunftwidriger Betrug ganz fremd war. *)

---

*) Die Memoiren der Frau von Campan 2 Theil 12 Cap. geben bis auf's Ausführlichste die Beschreibung dieser anstößigen Halsbandgeschichte. Sie werfen mit Recht Schimpf und Schande auf die schuldigen Intriganten, welche den Namen der Königin in ihre Projekte zu mischen wagten, und auf die unvorsichtigen Räthe, die nicht ohne Aufsehen die Ausschweifungen eines leichtgläubigen und sittenlosen Priesters zu bestrafen wußten.
(Anmerkung des neuern Herausgebers.)

sen, stellte den erlauchten Namen der Königin blos, welcher ein so vernunftwidriger Betrug ganz fremd war. *)

Die Monarchie schien allen so unerschütterlich, daß man sich gar nicht die Mühe gab, darüber nachzudenken, ob man in Uebereinstimmung mit seinen Grundsätzen oder gegen dieselben handelte. In dieser Zeit einer bemerkbaren Gährung, gestattete man die Errichtung von Clubs in Paris nach englischer Weise, ohne vorauszusehen, daß bei den damaligen Umständen, solche Versammlungen von Leuten aus allen Ständen, die sich nach der Uebereinstimmung ihrer Denkungsart gewählt, dazu auffordern würden, alle, die Regierung betreffende, Fragen zu berathen, daß sie sehr zur schnellen Verbreitung der Meinungen und der Neuigkeiten beitragen würden, und daß nichts geeigneter war, den Weg zu Verschwörungen zu bahnen, den Verschworenen die Mittel zu Berathungen zu verschaffen und die Ausführung ihrer Plane zu besprechen. In England, wo alle Unternehmungen öffentlich verhandelt werden, vertragen sich solche Clubs wohl mit der Regierung. In diesem Lande vereinigt man sich, um über die öffentlichen Angelegenheiten sich zu unterhalten. Kein Gesetz verbietet solche Versammlungen; schon lange herkömmlich, sind sie gleichsam gestämpelt; sie bestehen sowohl in London als in allen Städten und Flecken des Königreichs.

---

*) Die Memoiren der Frau von Campan 2 Theil Cap. 12 geben bis auf's Ausführlichste die Beschreibung dieser anstößigen Halsbandgeschichte. Sie werfen mit Recht Schimpf und Schande auf die schuldigen Intriganten, welche den Namen der Königin in ihre Projekte zu mischen wagten, und auf die unvorsichtigen Räthe, die nicht ohne Aufsehen die Ausschweifungen eines leichtgläubigen und sittenlosen Priesters zu bestrafen wußten.

(Anmerkung des neuern Herausgebers.)

Aber die Errichtung von Clubs in Frankreich, hauptsächlich in einer Zeit voll Bewegung und Unruhe, war mit dem Interesse der Regierung in gänzlichem Widerspruche; diese Neuheit und die Folgen die daraus entspringen konnten, fiel aber fast niemand auf.

Mit dem Frieden mußte man auch suchen die Schulden zu bezahlen. Nachdem aber der Krieg ohne außerordentliche Auflagen geführt worden, so war es schwierig in dem Augenblicke deren zu machen, wo die Völker gewöhnt sind, ihre Lasten vermindert zu sehen. Die Finanz-Minister sahen sich dadurch einigermaßen genöthigt das System der Anlehen zu verfolgen. Das Zutrauen der Darleiher erhielt sich auch einige Zeit durch den Reitz der vortheilhaften Bedingungen. Hauptsächlich gewährten die lebenslänglichen Anlehen schnelle und bedeutende Unterstützung, indem sie denen, die nach einem genußreichen Leben strebten, die Mittel darboten, ihre Einnahmen zu vervielfältigen.

Aber bald gesellte sich zu der Schwierigkeit der Auflagen, die der Anlehen. Damals nun beschloß der Minister der Finanzen die Notablen zusammen zu berufen, und ihnen einen Plan vorzutragen, der ihm statt aller bisher angewendeten unheilbringenden Behelfs-Mittel die heilsamen darzubieten schien. Die Abschaffung der beschwerlichen Steuern, die Verminderung vieler anderen, die Aufhebung der Strenge des Fiskus, eine Natural-Abgabe der Produkte, wie dies in mehreren Ländern der Fall ist, Sparsamkeit in den Erhebungs-Kosten, Unterwürfigkeit der bei den Auflagen Bevorrechteten, waren im Allgemeinen die vorgeschlagenen Maßregeln. Wenn einige davon mit Schwierigkeit verknüpft waren, das Ganze war gewiß dem Volke günstig und dem Staate vortheil-

haft. Ohne Zweifel war es sehr gewagt in Berücksichtigung auf die Neigung des Zeitgeistes, eine Versammlung von Volks Deputirten zu berufen; denn als solche muß man die Notablen betrachten, und unstreitig hätte ein geschickter Mann, ohne allen andern Beistand als den seines eignen Verstandes, in den ungeheuren Hülfsquellen des Reichs Mittel finden können, um das Deficit zwischen der Einnahme und Ausgabe auszufüllen. Das war damals gewiß der klügste Antrag und es war auch voraus zu vermuthen, daß der Minister mit dem Beistande des Königs seine Plane mit einigen Modifikationen durchgesetzt hätte. Die Meinung der Notablen in Hinsicht auf die Steuern wäre klarer und entscheidender geworden, und der König, von ihren Einsichten unterstützt, hätte ohne Furcht von den Parlamenten die Eintragung der Edikte verlangen können, welche schon von den ausgezeichnetsten Bürgern aus allen Classen und aus allen Provinzen des Königsreichs erörtert abgefaßt und beschlossen worden waren. Der Minister hätte, ehe er zu Maßregeln schritt, welche die Ruhe des Staates Preis gaben, die Schwäche des Regenten und den Geist des Hofes, mit einem Worte, die Möglichkeit zu scheitern in seine Berechnungen mit aufnehmen sollen.

Die Notablen versammelten sich, aber die Intrigue, der Privat-Eigennutz, der Stolz und der Geist des alten Corps, machten daß die Pläne des Herrn von Calonne scheiterten, er selbst in Ungnade fiel und durch den Erzbischoff von Toulose, Hrn. von Brienne, nachherigem Premier-Minister ersetzt wurde. Aber dieser, der in dem Rufe der Geschäfts-Kenntniß stand und in einigen Cirkeln in Paris durch seine Gespräche über die Verwaltung geglänzt hatte, war kaum am Staatsruder, als man sich von seiner Unfähigkeit es zu regieren überzeugte.

Es ist schwer die ausserordentlichen Inconsequenzen in dem Betragen des Herrn von Brienne zu erklären, dem man doch einen gewissen Verstand, womit sich theoretische Kenntniße in verschiedenen Fächern vereinigten, nicht absprechen konnte. Ohne Einheit in seinen Begriffen, war er arm im Erfinden und unbeharrlich im Ausführen. Alle seine Operationen waren schlecht berechnet, zur ungelegenen Zeit unternommen, und ohne Ursache wieder aufgegeben. Jeden Augenblick stellte er die Königl. Macht bloß, und in seiner unsichern Handlungsweise zeigte er eine unzusammenhängende Mischung von Despotismus und republikanischen Ideen. Halbe Maßregeln, aufgegebene Projecte, Gewaltthätigkeiten und Schwachheiten sind das Bild seiner Verwaltung.

Das Parlament, nach dem es seit zwei Jahrhunderten das Recht gehabt die Auflagen zu bestätigen, nachdem es öfters die Gewalt bekämpft hatte, um seine ausschließliche Competenz in dieser Sache zu erhalten, gab an einem Tage dieses seit so langer Zeit und mit so vieler Festigkeit behauptete Lehrgebäude auf, sey es nun daß es durch den Strom der augenblicklichen Gesinnungen hingerissen, oder durch den Geist des Widerspruchs von dem es stets mehr oder weniger angefeuert war, verblendet wurde. Es erklärte, daß die Nation allein das Recht habe die Auflagen zu genehmigen und kündigte die Versammlung der Stände als das einzige Mittel an, welches den Uebeln unter denen der Staat seufzte, abzuhelfen vermöchte. Der erste Minister beredete den König das Parlament nach Troges und den Herzog von Orleans, der sich bestimmt für die Meinungen des Parlements ausgesprochen hatte, nach Villers-Cotterets zu verbannen. Er ließ sie aber bald nachher zurückberufen, und bestimmte den König dahin die Stände-Versammlung zu versprechen, und er gieng selbst ins Palais

Royal, um sich bei dem Prinzen über die Unannehmlichkeiten zu entschuldigen, welche dieser gehabt hatte.

Das Betragen dieses Ministers bei dieser Gelegenheit giebt gewiß nur Anlaß zu staunen. Nachdem er sich das Versprechen hatte entreißen lassen die Stände zu versammeln macht er öffentliche Aufforderungen, über die Art und Form dieser Versammlungen zu schreiben, er bedachte aber nicht, um wie viel die, welche er versprochen hatte, von den Ständeversammlungen der andern Nationen, die je die Geschichte genannt hat, verschieden seyn würde. — Es war leicht vorauszusehen, daß nicht mehr, wie vor Zeiten, es sich um die Wiederordnung einiger Mißbräuche handeln werde, sondern daß große Veränderungen in dem Systeme des Gouvernements vorgenommen werden würden.

So bald die Unerfahrenheit des Ministers ruchbar geworden war, und die gährenden Gemüther die Hoffnung gefaßt hatten, daß die Volksvertreter versammelt werden würden, hielten die Capitalisten diese Versammlung für einzig und allein im Stande die öffentliche Schuld zu sichern und erhoben überall das Geschrei „Die Stände oder den Bankerot" Dieses Geschrei wurde bald von allen Classen wiederholt; so daß die Versammlung der Stände der Gegenstand aller Gespräche war.

Es ist nicht meine Absicht die Geschichte dessen zu schreiben, was in den aufeinanderfolgenden Versammlungen vorging; weder den ohnmächtigen und oft unbescheidenen Widerstand derer, welche ohne Nutzen die Grundsätze des alten Gouvernements vertheidigten, auf der einen, noch die zahlreichen ebenso gewaltthätigen als übereilten und unglückseligen Maßregeln, auf der andern

Seite. Nachdem man alle Ordnung zerstört hatte, alle Unterscheidungen, aus denen der Staat bestand aufgelößt, der militärischen Gewalt ihre Kraft genommen und die Gesetze ohne Unterstützung gelassen waren, ließ die Ständeversammlung den König eine Constitution oder Regierungsform annehmen, die in ihrem Gange so vervielfältigt war und aus so heterrogenen Grundsätzen bestand, daß man schon bei ihrer Entstehung, die Unmöglichkeit ihrer Dauer voraus sah. Aber das Unglück des Monarchen wurde dadurch aufs Höchste gesteigert und sein Schicksal entschieden daß man eine Menge biedere und aufgeklärte Männer von der Nationalversammlung ausschloß, und daß von der constituirenden Macht noch vor dem Auseinandertritt der Entschluß gefaßt wurde, keines ihrer Mitglieder könnte während vier Jahren die Stelle eines Ministers bekleiden, und dasjenige, welches sie einnehmen sollte nicht wieder zur Versammlung gewählt werden. Noch erstaunlicher ist es, daß der Hof auf das Anrathen von Leuten, die vorher eine Rolle unter seinen Feinden gespielt, es darauf angelegt hatte, dieses Decret in der Versammlung zu veranlassen. Aufgebracht gegen die zeitigen Abgeordneten hoffte er bei denen die diese erseztеn, günstigere Gesinnungen zu finden. Er schmeichelte sich immer, daß der größere Theil der Nation welcher doch eigentlich der Monarchie anhänge, nur mit Schmerz auf die Demüthigungen sehe, welche der König ertragen habe, und daß sich bei den neuen Wahlen die Gefühle des Volkes auf eine hervorstechende Weise zeigen werden; aber der republikanische Theil machte sich durch unausgesetzte Thätigkeit zum Herrn der meisten Wahlen und beinahe im Moment der Eröffnung der constituirenden Versammlung, kündigten ihre Schritte, auf eine wenig zweifelhafte Weise, den Sturz der schwachen Reste der königlichen Gewalt an.

Endlich kann man ohne in die Einzelnheiten dieser schauderhaften Gräuelthaten einzugehen, von denen jeder gefühlvolle Mensch seine Blike wendet, kürzlich wiederholen, daß die Altäre, der Thron, der Adel, das Parlament, ausgezeichnete Männer aller Stände von diesem schreklichen Schwindel ergriffen und in einem und denselben Abgrund geschleudert wurden. Der Besitz eines bedeutenden Vermögens, obgleich durch erlaubte Mittel erworben, und hauptsächlich wenn es von Vorältern herstammte, welche in dem Staate geglänzt hatten, wurde ein bestimmender Grund den Eigenthümer zu verbannen.

Auf diese unseligen Begebenheiten folgten Jahre lang Anarchie und Laster. Wilde Männer stritten sich nach einander um die höchste Gewalt. Die Religion wurde abgeschafft, ihre Priester mußten sich verstecken um dem Schaffot zu entgehen, die Kirchen wurden entweiht und zu Gefängnißen, Magazinen und Theatern umgewandelt, das Heiligthum der Gerechtigkeit war mit einer Horde von Mördern angefüllt, welche zu Richtern bestellt waren, das Eigenthum wurde überall verheert und jedermann stets ausgesetzt an seinem eigenen Heerde ermordet, oder zum Tode geführt zu werden; dieses sind die Hauptzüge dieser großen Umwälzung. Endlich erschien ein Mann, der, nachdem er durch seine Thaten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte, erwählt wurde, um Ordnung und Ruhe im Innern wieder herzustellen.

Napoleon Bonaparte wurde, nachdem er eine Macht, die kein Vertrauen einflößte, umgestürzt hatte, zum Chef des Gouvernements ernannt, zuerst auf zehen Jahre, später dann auf Lebenszeit. Aber die Erfahrung bestätigte was der denkende Mann schon vorhergesehen hatte: daß ein großer Staat der umgeben von Mächten, die aus Furcht ihm wesentlich feindlich sind, der, eine

ungeheure Bevölkerung in sich faßt, die von Völkern verschiedener Climas, Sitten und Karakteren zusammengesezt sind, dessen Nation Ackerbau und Handel treibt, die Meere befährt und kriegerischen Sinnes ist, daß ein solcher Staat in der ausübenden Gewalt eine in einem Punkte vereinigtern Herrschaft und einen einfachern Geschäftsgang verlangte, als die eben angenommene Regierungs-Form darbot; daß man sich hauptsächlich vor Bewegungen sichern müße, die bei dem Tode des Chefs der Nation entstehen könnten, daß es also unumgänglich nothwendig wäre, eine Regierungsform anzuordnen, welche den Unruhen der Intrigue der Ehrgeitzigen und den Wirkungen des Zufalls so wie den Launen der Menge weniger ausgesezt sei. Alle diese Betrachtungen bestimmten nun die festgesezten Gewalthaber der Regierung, Napoleon Bonaparte und seinen männlichen Erben die Krone zuzuerkennen, eine Maaßregel, welche durch die Stimme der Nation bestätigt wurde.

Ich beschließe diesen Artikel in dem Augenblick, wo der Pabst Pius VII Napoleon Bonaparte zum Kaiser der Franzosen in der Kirche, Notre-Dame zu Paris, den 2ten Dezbr. 1804, krönt.

Memoiren
der
Frau Du Hausset,
Kammerfrau der Frau von Pompadour.

Eine meiner Klosterfreundinen, welche sehr vortheilhaft in Paris verheirathet ist und als geistreiche Frau gerühmt wird, hat mich oft gebeten das aufzuschreiben was sich in meinen Verhältnissen täglich zutragen würde. Um ihrem Wunsche zu entsprechen, hatte ich kleine Noten gemacht; in drei oder vier Zeilen jede, um mir eines Tages die interessantesten und auffallendsten Begebenheiten zurückzurufen; wie z. B. der mörderische Anfall auf die Person des Königs; Abreise der Madame, *) vom König befohlen; Herr v. Machault undankbar; u. s. w. Meiner Freundin versprach ich öfters alle diese

*) Es ist hier zu bemerken daß Frau v. Pompadour in diesem Tagebuch fast durchgängig Madame von ihrer Dienerin genannt wird. Ich habe geglaubt es im Deutschen beibehalten zu müssen.

Anmerkung des Uebersetzers.

Bemerkungen in eine Erzählung einzukleiden. Sie sprach mir von den Erinnerungen (Souvenirs) der Frau von Caylus (*), die jedoch noch nicht gedrukt waren, und drang so in mich ein gleiches Werk zu liefern, daß ich meine freien Stunden dazu verwendete um dieses zu schreiben, was ich ihr nun auch übergeben werde, um Ordnung und Styl hineinzubringen. Ich bin sehr lange bei Frau von Pompadour gewesen und meinem guten Herkommen verdanke ich es, daß ich von ihr und von den vornehmen Personen, die mir wohl wollten, mit einiger Auszeichnung behandelt wurde. In kurzer Zeit war ich die Freundin des Dr. Quesnai **) geworden, der

---

*) Martha Margaretha von Villette, Enkelin des Artemisius von Aubigné, wurde unter Aufsicht der Frau von Maintenon erzogen, und war eine der ausgezeichnetsten Schülerinnen von St. Cyr. Im 13ten Jahre heirathete sie den Kammerjunker des Dauphins, Marquis von Caylus.

Sie ist die Verfasserin des allerliebsten Werkes: les Souvenirs.

**) Quesnai war ein geistvoller und durch die Vielfältigkeit seiner Kenntnisse höchst ausgezeichneter Mann. Er war der Sohn eines Tagelöhners und im Dorfe Ecquevilly im Jahr 1694. geboren. Er widmete sich der Chirurgie und practizirte dann in Mantes. Der Zufall machte ihn dem Herzog von Villeroi bekannt, er trat als Chirurg in dessen Dienste und folgte ihm nach Paris. Eines Tags wurde die Gräfin von Estrades, damals der Liebling der Frau von Pompadour und Freundin des Grafen von Argenson plötzlich unwohl. Ihr Zustand war sehr beunruhigend und der Herzog von Villeroi der gerade bei ihr war, bot ihr die Hülfleistung seines Chirurgen an, der in seinem Wagen zurückgeblieben war. Quesnai erkannte sogleich, daß die Gräfin der Epilepsie ausgesezt war und jezt einen Anfall davon hatte. Es entging ihm die Wichtigkeit nicht eine so schreckbare Krankheit geheim zu halten; er beruhigte den Herrn von Villeroi daß es nur ein Nervenanfall sey und verordnete einige beruhigende Mittel, bestand aber darauf

oft zwei oder drei Stunden bei mir zubrachte. Er empfing bei sich, wie wohl in kleiner Anzahl, Personen

———————

daß die Kranke der Ruhe bedürfe und bat die Umstehenden, damit niemand die Symptome der Epilepsie gewahr werde, das Zimmer zu verlassen. Nachdem die Kranke wieder zur Besinnung kam, sah sie recht wohl ein daß Quesnay alles wisse und verschwiegen war. Sehr dankbar für diese Discretion, sprach sie der Frau v. Pompadour oft von seiner Geschicklichkeit.

Alle Mittel, welche die Hauptstadt darbietet, benuzte Quesnai zu seiner Ausbildung. Er studirte Medizin, wurde Arzt und gab einige Werke heraus die viel Glück hatten. Frau von Pompadour nahm ihn zum Arzte, gab ihm eine Wohnung neben der ihrigen im Schlosse zu Versailles, und verschaffte ihm die Stelle eines ordentlichen Arztes des Königs (médicin ordinaire.) Quesnai machte sich seine freie Zeit zu Nutzen um sich auf Metaphisik zu legen und war darin eben so scharfsinnig wie in allen übrigen Zweigen der Wissenschaften die er ergründet hat. Vom ihm ist in der Encyclopädie der Artikel über die Evidenz. Auf dem Lande geboren hatte er schon frühzeitig über den Ackerbau, über die Arbeiten, welche er erfordert, über die Taglöhne und die Erzeugniße nachgedacht. Lange Zeit nachher hefteten diese ersten Gedanken von Neuem seine Aufmerksamkeit auf sich, und die politische Oekonomie wurde sein Hauptstudium. Er hat über diesen Gegenstand ein großes Werk herausgegeben, mit einer tabellarischen Uebersicht, die alle Aufmerksamkeit erheischt um verstanden zu werden. Er war allgemein als das Oberhaupt der Oekonomisten bekannt und galt für den Erfinder des reinen Ertrags (produit net:) die Oekonomisten nannten ihn Meister und sagten von ihm, wie dies von Pythagoras geschah, der Meister hat es gesagt. La Briviere, Intendant auf St. Martinique, ein sehr unterrichteter Mann, war der erste nach ihm. Der Marquis von Mirabeau, Vater desjenigen der während der Revolution eine so große Rolle gespielt hat, der Abbe Beaudeau, Abbe Roubeau, Turgot, u. s. w. haben sich ebenfalls unter den

von allen Partheien, die alle ein großes Zutrauen zu ihm hatten. Man sprach da sehr frei von allem, und, was von dieser Gesellschaft besonders gerühmt zu werden verdient, niemals ist etwas ausgeplaudert worden. Die Frau Gräfin D*** besuchte mich auch; sie war eine lebhafte und freimüthige Dame und gern gesehen von Madame. Die Familie Baschi (*) machte mir öftere Besuche. Dem Herrn v. Marigny hatte ich in den ziemlich häufigen Zänkereien des Bruders mit der Schwester einige Gefälligkeiten erzeigt und er war sehr freundschaftlich gesinnt gegen mich. **) Der König hatte die Gewohnheit mich zu besuchen, und ein Ereigniß, das ich erzählen werde, ***) hatte ihn vertraut mit mir gemacht: er ließ sich auch durchaus nicht in seiner Unterhaltung mit Madame stören, wenn ich in's Zimmer trat. War diese krank, so verließ ich fast nie ihr Gemach, und ich brachte auch die Nächte darin zu.

Einigemale auf Reisen, aber selten, nahm sie mich und den Dr. Quesnay in ihren Wagen; mit diesem sprach sie aber

---

Oekonomisten sehr rühmlich ausgezeichnet. Quesnai widmete sich noch im Alter von 70 Jahren der Geometrie und machte darin große Fortschritte. Er starb im December 1774. in einem Alter von 80 Jahren.

Der König der ihn seinen Denker (penseur) nannte, erhob ihn in den Adelstand und ließ auf sein Wappenschild die Blume pensée setzen.

*) Der Graf Baschi, Ordensritter, war von Seite seiner Frau sehr nahe mit Frau von Pompadour verwandt.

**) In der vorstehenden Lebensbeschreibung der Frau von Pompadour ist Näheres über Hrn. von Marigny gesagt

***) Siehe weiter hinten: Ein Ereigniß, das meine Besorgniß rc.

nicht vier Worte, ob er gleich ein Mann von ausgezeichnetem Verstande war. Mit mir hingegen, wenn sie allein mit mir war, unterhielt sie sich über mehrere Dinge, die sie besonders nahe angingen, und sie sagte mir: der König und ich verlassen uns so sehr auf Dich, daß wir Dich wie eine Katze oder Hund betrachten und unsere Gespräche ungestört fortsezen.

Nahe am Zimmer der Madame, war ein kleines Plätzchen, das seit der Zeit verändert worden ist, wo ich mich, wie sie wußte, immer aufhielt wenn ich allein war, und von wo aus man jedes Wort hören konnte. Hatte aber der König ihr insbesondere etwas zu sagen, oder irgend einem Minister, so ging er in ein Cabinet, dicht an dem Zimmer und sie machte es ebenso in ihren geheimen Angelegenheiten mit den Ministern oder andern wichtigen Personen, wie mit den Polizeilieutenant mit den Postintendanten, u. s. w. Alle diese Umstände brachten es mit sich, daß ich von vielen Dingen weiß und von einer so großen Menge solcher, die mir die Redlichkeit weder zu schreiben noch zu erzählen erlaubt. Meistentheils habe ich diese Begebenheiten niedergeschrieben, ohne die Tageszahl zu berücksichtigen, und so geschieht es wohl, daß sie nicht so aufeinander folgen, wie sie sich zugetragen haben.

Madame hatte besonders für drei Minister viele Freundschaft: dem ersten, Hrn. Machault *) hatte sie die Fest-

*) Joh. Baptist Machault von Arnouville, General-Controleur, später Minister der Marine und dann Obersiegel-Bewahrer zog sich den 1. Febr. 1757. aus dem Dienst zurück. Er hatte den Ruf eines rechtschaffenen Mannes und eines guten Staats-Verwalters.

stellung ihrer Besoldung und die Tilgung ihrer Schulden zu verdanken. Sie verschaffte ihm die Obersiegelbewahrerstelle, und er behielt den ersten Platz in ihrem Wohlwollen bis zum meuchelmörderischen Anfall gegen den König. Viele Leute haben zwar behauptet, daß man sein Benehmen bei dieser Gelegenheit keinem bösen Willen zuschreiben dürfe; daß er geglaubt hätte, dem König gehorchen zu müssen, ohne etwas für sich zu thun, und daß sein kaltes Betragen ihn oft einer Gleichgültigkeit verdächtig machte, von der sein Herz nichts wüßte. Madame hingegen betrachtete ihn in dem ungünstigen Lichte eines untreuen Freundes, und man mußte beide anhören. Ohne den Abbé v. Bernis wäre vielleicht auch Hr. von Machault geblieben.

Des zweiten Ministers Abbé v. Bernis, *) dem sie sehr gewogen war, wurde sie aber gar bald überdrüssig, als es schien daß er den Kopf verloren hatte.

Er gab zwei Abende vor seiner Entlassung, einen sehr auffallenden Beweis davon. Er hatte mehrere bedeutende Personen zu einem zahlreichen Feste eingeladen, welches an dem nämlichen Tage seyn sollte, an dem er sein Verweisungsschreiben erhielt, und er hatte in die Einladungs-

*) Franz Joachim von Pierre von Bernis wurde im Juni 1757. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, welche Stelle er im November 1758. wieder verließ, nachdem er den Cardinalshut erhalten hatte. Einem seiner Freunde, der ihm über diese neue Würde Glück wünschen wollte, aber nicht wußte, daß er in Ungnade war, sagte Herr von Bernis indem er auf den Cardinalshut anspielte: Diesen Regenschirm hat der König die Gnade gehabt mir zu verschaffen, damit ich mich gegen das schlechte Wetter schütze.

karte gesetzt: Der Herr Graf de Lusace wird auch dabei seyn. Dies war der Bruder der Dauphine, und dieser Anhang wurde mit Recht unverschämt gefunden. Der König sagte auch sehr passend bei dieser Gelegenheit: Lambert und Molière werden auch dabei seyn.

Seit der Abwesenheit des Kardinals vom Hofe, sprach sie fast nie von ihm. Er war lächerlich aber ein guter Mann. Die Infantin (*) war kurz vorher gestorben und, beiläufig gesagt, an solchen faulen und bösartigen Krankheiten, daß diejenigen, welche sie begruben, und die Capuciner, **) welche man zum Tragen bestellt hatte, diesen verpesteten Geruch nicht ertragen konnten. Ihre Papiere erschienen in den Augen des Königs unter keinem reinen Lichte. Er sah daraus, daß Abbé von Bernis mit ihr im Verständniße war, und ihn beide wegen des Cardinal-Huts, den sie dem Abbé unter Mißbrauch seines Namens verschafft, getäuscht hatten. Der König war darüber so entrüstet gewesen, daß er sich vornahm ihm die Cardinalsmütze zu verweigern, er gab sie ihm aber, wie man einem Hunde einen Knochen vorwirft. Der Abbé von Bernis hatte immer das Ansehen eines Günstlings der Madame gehabt. Sie hatte ihn auch recht eigentlich im Elend gekannt; so war es aber nicht bei Hrn. von Choiseul; seine Geburt, sein Welt-Ton und seine Manieren machten ihn schätzenswerth und er hat es auch besser als jeder andere verstanden, sich in der Gunst der Madame festzusetzen. Sie betrachtete ihn als einen der

*) Marie Louise Elisabeth, Tochter Ludwig XV., geboren den 14. August 1727. vermählt im J. 1739. mit Philipp. Infanten von Spanien- und Herzog von Parma; gestorben zu Versailles den 6. December 1759.

**) Und das will gewiß viel sagen.

größten Herren am Hof, als den größten Minister und liebenswürdigsten Mann. Herr von Choiseul hatte seine Schwester und seine Frau bei Madame eingeführt, die auch dazu beitrugen sie in der guten Meinung gegen ihn zu erhalten. Seitdem er die Ministerstelle einnahm sah sie nur durch seine Augen; er verstand sie zu unterhalten und er hatte bei Frauen ein sehr liebenswürdiges Benehmen. *)

Einen großen Theil an dem Vertrauen der Madame hatten noch zwei Personen, der Polizei-Lieutenant, und der Post-Intendant, aber dieser leztere war entbehrlicher geworden, weil der König dem Herrn v. Choiseul das Post-Geheimniß hatte mittheilen lassen, d, h. den Auszug der Briefe, welche man öffnete; eine solche Mittheilung ist dem Herrn von Argenson, ungeachtet aller Gunst, nie gemacht worden. Ich habe sagen hören, daß Herr v. Choiseul Mißbrauch davon machte und seinen Freunden die lächerlichen Geschichten und Liebesverhältnisse erzählte, welche die Briefe, die man entsiegelte, oft enthielten. Das Verfahren dabei, nachdem was ich davon gehört habe, war sehr einfach. Sechs oder sieben Post-Commis suchten die Briefe aus, welche ihnen zum Entsiegeln bezeichnet waren, und nahmen den Abdruck

---

*) Stephan Franz von Stainville, geboren 1719. Nachdem er Botschafter in Rom und Wien gewesen war, wurde er 1748. zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, 1759. zum Herzog und Pair erhoben, und den 16. Januar 1761. erhielt er das Kriegs-Ministerium und in dem nämlichen Jahre noch das Marineministerium. Diese beiden letzten Stellen behielt er, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten lies er seinem Vetter dem Herzoge von Praslin geben, übernahm jedoch im J. 1768. dessen Leitung wieder und gab seinem Vetter die Marine. Den 24. Dezember 1770. wurde er auf sein Landgut Chanteloupe in der Touraine, verwiesen und starb in Paris 1785.

des Siegels mit einer Quecksilber-Kugel ab, darauf legte man den Brief auf die Seite des Siegels über einen Becher heißen Wassers, welches das Lack auflößte ohne das geringste zu verderben; man machte den Auszug daraus und siegelte ihn dann vermöge des genommenen Abdrucks wieder zu. So hat man mir erzählt, daß damit verfahren wurde. Sonntags brachte der Post-Intentant dem König die Auszüge. Man sah ihn wegen dieser furchtbaren Arbeit ein und ausgehen wie die Minister. Wie oft gerieth nicht der Dr. Quesnay vor mir in Wuth über das niederträchtige Ministerium, wie er es nannte, und in so hohem Grade, daß ihm der Schaum vor dem Munde stand. „Ich würde, sagte er, nicht lieber mit dem Post-Intendanten speisen als mit dem Henker." Man wird gewiß darin übereinkommen, daß es höchst auffallend war, solche Gespräche in den Gemächern der Geliebten des Königs zu hören und doch hat es zwanzig Jahre so gedauert ohne daß je darüber gesprochen worden wäre. „Das war die Rechtlichkeit die sich mit Lebhaftigkeit aussprach, und nicht Laune oder Uebelwollen, welche sich ausließ," äußerte sich H. v. Marigny darüber.

Der Herzog von Gontaut, Schwager und Freund des Herrn v. Choiseul, war beständig um Madame. Die Schwester des Herrn v. Choiseul, Mlle. Grammont, und seine Gemahlin waren ebenfalls immer bei ihr. *) Darnach ist man im Stande die Macht des H. v. Choiseul

*) Die Herzogin von Choiseul, geborene von Crozat, wurde als ein Muster aller Tugenden genannt. Noch in dem Besitze eines großen Vermögens, zog sie sich nach dem Tode ihres Gemahls in eine fromme Anstalt zurück und bestimmte ihr ganzes jährliches Einkommen, zur Tilgung seiner hinterlassenen Schulden.

zu beurtheilen, den auch niemand anzugreifen gewagt haben würde. Indessen ließ mich der Zufall einen geheimen Briefwechsel des Königs mit einem Privatmanne ganz geringer Herkunft entdecken. Dieser Mann, welcher eine Stelle in den General-Pachten zu 5 bis 6000 Livres hatte, war mit einem Mädchen aus dem Hirschparke (parc aux cerfs) *) verwandt, welche ihn dem König empfohlen hatte. Er war auch mit dem Grafen v. Broglie in Verbindung getreten, auf welchen der König ein großes Vertrauen setzte; da er aber sah, daß sein Briefwechsel ihm doch zu keinem Aufsteigen verhalf, so entschloß er sich mir zu schreiben und mich um eine Zusammenkunft zu bitten, welche ich ihm auch bewilligte, nachdem ich zuvor meine Gebieterin davon unterrichtet hatte. **) Nach die-

---

*) Das Haus, von einem sehr entfernten Theile Versailles der Hirschpark (parc aux cerfs.) genannt, war nur von sehr wenig Leuten gekannt. Es wurde auch keine Begebenheit so ruchbar, daß sie die Aufmerksamkeit darauf hingezogen hätte. Jedoch ein Marine Commissaire Namens Mercier, der Gelegenheit gehabt hatte es kennen zu lernen, sagt folgendes darüber: „Das Haus hatte wenig äußern Anschein; es war gewöhnlich eine junge Person darin und die Frau eines Commis von der Kriegs-Kanzlei leistete ihr Gesellschaft, spielte oder arbeitete mit ihr. Diese Frau nannte jene ihre Nichte, sie führte sie während der Reisen des Königs aufs Land und veränderte auch manchmal Haus und Viertel, ohne jedoch die alte Wohnung aufzugeben."

Mercier fügte hinzu: „N i e h a b e n L i e b e s h ä n d e l w e n i g e r O e f f e n t l i c h k e i t g e h a b t, u n d h a b e n P r i v a t l e u t e n i c h t a u c h k l e i n e H ä u ß e r, w o r i n s i e ö f f e n t l i c h M ä d c h e n u n t e r h a l t e n?"

**) Der Graf von Broglie, Bruder des Marschalls, hatte sehr jung schon eine sehr wichtige Sendung an den Kurfürsten von Sachsen, König von Polen. Nach seiner Rükkehr stieß

len Umschweifen, Artigkeiten und Schmeicheleien für mich, fragte mich dieser Mann in einem Tone von Offenherzigkeit: Können Sie mir Ihr Wort geben und das der Frau v. Pompadour, daß diese mit dem Könige von dem nichts sprechen werde, was ich Ihnen jetzt sagen will?

„Ich glaube Sie versichern zu können sagte ich ihm daß sie, wofern es dem Dienste des Königs nicht zuwider ist, es halten wird, wenn ich es zur Bedingung verlange." Er gab mir sein Wort, daß dies durchaus keinen Anstand habe und darauf hörte ich ihn an. Er zeigte mir verschiedene Memoiren gegen den Herrn v. Choiseul, die er mir zu übergeben einwilligte, und endeckte mir mehrere Umstände über die geheimen Functionen des Grafen Broglie, die jedoch mehr zur Vermuthung als zur Gewißheit über die Rolle beitrugen, welche der Graf bei dem König spielte. Darauf zeigte er mir mehrere eigenhändige Briefe des Königs. „Ich verlange, sagte er, daß die Frau Marquise mir eine Stelle als General-Einnehmer bei den Finanzen verschaffe; ich werde sie von dem, was ich dem König melde, unterrichten, nach ihren Instruktionen schreiben und ihr die Antworten übergeben." Aus Achtung gegen das was vom König kam, übernahm ich nur die Memoiren. Madame gab mir, nach dem Uebereinkommen, das ich getroffen, ihr Wort, und ich entdeckte ihr alles. Sie stellte dem Herrn v. Choiseul die Memoiren zu, und dieser fand sie sehr boshaft und sehr geschickt abgefaßt. Beide, Ma-

---

er zu dem Reservekorps, welches sein Bruder kommandirte. Im Jahre 1760. war er General-Lieutenant und zeichnete sich durch die Vertheidigung Cassels ꝛc. aus. Als aufgeklärter Politiker machte er zahlreiche Vorschläge, die aber alle verworfen wurden, weil sie den Ansichten eines mächtigen Ministers entgegen waren. Ludwig XV. der ihm wohlwollte, verbannte ihn aus Schwachheit. Der Graf Broglie starb im Jahr 1781.

dame und Herr v. Choiseul berathschlagten sich lange über das was dem Manne zu antworten sey, und ich wurde beauftragt ihm zu sagen: daß eine Stelle als General-Einnehmer für den Augenblick zu wichtig seyn und zu viel Aufsehen erregen würde; daß er sich auf eine Stelle mit einem Einkommen von 15 bis 20,000 Livres beschränken müßte; daß man nicht verlangte in die Geheimnisse des Königs einzudringen und seine Correspondenz niemand mitgetheilt werden dürfte, daß es sich aber mit den Memoiren anders verhielte, und ihm wohl übergeben werden könnten, und daß man ihm Dank wissen werde sie mitzutheilen, um im Stande zu seyn sich vor den heimlichen Anschlägen zu schützen, die von Haß und Betrug ausgingen. Diese Antwort war anständig und ehrerbietig in Beziehung auf den König, aber geeignet, dem Grafen Broglie einen Strich durch die Rechnung zu machen, indem seine Angriffe und Waffen deren er sich bediente, dem Herrn v. Choiseul bekannt wurden. Der Graf übergab ihm die Memoiren über Kriegs- und Seewesen, während er sich die auswärtigen Angelegenheiten vorbehielt, die er, hieß es, direkt betrieb. Herr v. Choiseul ließ, ohne selbst dabei zu erscheinen, dem General-Einnehmer den Mann empfehlen, der mit mir gesprochen hatte, dieser erhielt die ihm verheißene Stelle, hoffte auf eine einträglichere und vertraute mir die Correspondenz des Königs an, die ich vor meiner Gebieterin, seinem Wunsche nach, geheim zu halten versprach. Er schickte dem Herrn v. Choiseul mehrere gegen ihn an den König gerichtete Memoiren, durch deren Mittheilung dieser in den Stand gesetzt wurde, sie siegreich zu widerlegen.

Der König hatte sehr gern kleine besondere Correspondenzen, von denen Madame nichts wußte; jedoch war ihr bekannt, daß er deren hatte, denn er brachte einen

Theil des Morgens damit zu, an seine Familie, an den König von Spanien, manchmal an den Kardinal Tencin *), an den Abbé v. Broglie und auch an Leute geringen Standes zu schreiben. Von solchen Leuten, sagte sie eines Tags, lernt ohne Zweifel der König Ausdrücke, über die ich ganz erstaunt bin; so zum Beispiel hat er mir gestern, als er einen Mann mit einem alten Rock vorübergehen sah, gesagt: il a lá un habit bien examiné. (der hat einen sehr abgetragenen Rock an.) Einmal gebrauchte er auch, um zu sagen, die Sache wäre wahrscheinlich: il y a gros. Das ist wie man mir gesagt hat, ein Volks-Sprichwort, welches so viel heißt: darauf läßt sich viel wetten. Ich nahm mir die Freiheit ihr zu bemerken: Wären es nicht vielmehr die Mädchen, die ihn so schöne Sachen lehren? Lachend erwiederte sie mir: Du hast recht, il y a gros. Der König bediente sich übrigens dieser Ausdrücke absichtlich und im Scherz. **)

---

*) Herr von Tencin brachte den nur zu berühmten Law dahin den Calvinismus abzuschwören. Einen Mann der Minister werden sollte (und er wurde es wirklich) war es leicht um diesen Preis zu überreden, — Im Jahr 1739. war Tencin Cardinal und 1742 wurde er zum Staats-Minister ernannt, wo er dann glaubte, daß ihm auch die ganze Macht Fleury's zu Theil werden würde. Von diesem Irrthum aber später zurückgekommen zog er sich, er war Erzbischoff von Lyon, auf seine Diözese zurück. Aus einem Höfling, aus einem unterthänigen Diener der Umstände, wie man ihn am Hofe nannte, wurde er ein eifriger, wohlthätiger, musterhafter Bischoff; er starb 1758. bedauert von den Bessern und beweint von den Armen.

**) Die Memoiren der Frau von Campan erwähnen mehrerer solcher Volks-Ausdrücke, deren sich Ludwig XV. so gern bediente und womit er selbst die Prinzessinnen seine Töchter bezeichnete.

Der König wußte sehr viele Anekdoten, und es fanden sich immer eine Menge Leute um ihn solche zu erzählen, welche die Eigenliebe sehr kränkten. Eines Tags trat er zu Choisy in ein Gemach, wo man an einem gestickten Meubel arbeitete, um zu sehen wie weit man damit wäre; nachdem er ans Fenster getreten war, sah er am Ende einer großen Allee zwei Männer in dem Kleide von Choisy. Er fragte: „Wer sind die Herren? — Madame nahm das Glas und berichtete ihn. Der Herzog v. Aumont und *** — Ah! rief der König aus, der Grosvater des Herzogs v. Aumont würde sehr verwundert seyn, wenn er seinen Enkel Arm in Arm mit dem Enkel seines Kammerdieners L***, in Kleidern, die man à brevet *) nennen darf, sehen könnte." Darüber erzählte er meiner Gebieterin eine große Geschichte, welche die Wahrheit seiner Aussage bewies. Darauf verließ er das Zimmer um mit Madame in den Feigengarten zu gehen, und bald nachher traten Quesnay und Herr v. Marigny ein. — Ich sprach mit Verachtung von einem der das Geld sehr liebte; der Doctor, der darüber lachte, sagte: „Diese Nacht habe ich einen drolligen Traum gehabt; ich war in dem Lande der alten Germanen; mein Haus war sehr geräumig; ich war reich an Korn, hatte Hornvieh und Pferde in großer Anzahl und große Tonnen voll Bier; aber ich litt an einem Rheumatismus und wußte nicht, wie ich es machen sollte, um 50 Stunden Weges zu einer Quelle zurückzulegen, deren Wasser mich heilen würde. Man mußte durch ein Land, das ein

*) Dies waren mit Gold und Silber gestickte prächtige Kleider, welche Ludwig XIV. einigen seiner Hofleute gab, und welche ihnen den Vortheil gewährten, bei allen seinen Reisen zu seyn. Vor 60 Jahren, sah man deren noch viele. Der König Ludwig XV. hatte besondere Kleider bestimmt für Choisy, Bellevue und Fontainebleau.

fremdes Volk bewohnte. Ein Zauberer erschien und sagte: Deine Verlegenheit geht mir nahe: nimm hier dieß Päckchen mit Pulver Prelinpinpin: alle, denen du davon geben wirst, werden dich beherbergen, dich beköstigen und dir alle mögliche Artigkeiten erweisen. Oh! wie gerne hätte ich solch Pulver Prelinpinpin, sagte ich ihm, ich möchte meinen Schrank voll davon haben. Nun sagte der Doctor, dieses Pulver ist das Geld, welches Sie verachten, und nun sagen Sie mir doch, wer macht hier am meisten Aufsehen?" Ich weiß es nicht. — „Der Herr v. Montmartel *), der des Jahrs vier oder fünfmal hierher kommt." — Warum ist er denn so angesehen? — „Weil er seine Koffer voll von dem Pulver Prelinpinpin hat." — Er nahm einige Louisd'or aus der Tasche: „Alles was da ist, ist in diesen kleinen Stücken enthalten, die Sie bequem bis an's Ende der Welt führen können. Alle Menschen gehorchen denjenigen, welche dieses Pulver besitzen, und bemühen sich darum, ihnen zu dienen. Geld verachten, heißt Glück, Freiheit und jeglichen Genuß verachten." Wir sahen in dem Augenblick jemand im blauen Ordensbande unter den Fenstern vorübergehen, und ich sagte: Dieser Herr ist weit zufriedener mit seinem Bande, als mit tausendmaltausend von Ihren Stücken. — Wenn

---

*) Die Herrn Paris, waren vier Brüder, die so zu sagen Fortuna an die Hand nahm und sich gefiel sie mit Gütern zu überschütten. Sie waren Söhne eines Gastwirthes von Moras (in der Dauphiné). Der älteste hieß Antoine, der zweite Montagne, der dritte Düverney und der vierte Montmartel. Alle vier hatten mehr oder minder wichtige Anstellungen. Montmartel, welcher Hofbanquier war, hinterließ seinem Sohne dem Marquis von Brunoi, dessen Leben nur ein Gewebe von Ungereimtheiten war, ein unermeßliches Vermögen.

ich bei dem Könige um einen Jahrgehalt nachsuche, erwiederte Quesnay, so ist es gerade als wenn ich ihm sagte: Geben sie mir ein Mittel, besser zu Mittag zu speisen, ein wärmeres Kleid zu tragen, einen Wagen zu halten, um mich vor Wind und Wetter zu schützen, und ohne Mühe von einem Orte zum andern zu gelangen. Aber derjenige, welcher um das schöne Band nachsucht, würde, wenn er seine Gedanken auszusprechen wagte, sagen: Ich bin eitel, ich möchte gern, wenn ich wo vorübergehe, das Volk mich mit stierem Auge bewundern und vor mir in Reihe stellen sehen; ich möchte gern, wenn ich in ein Zimmer trete, eine Wirkung hervorbringen und die Aufmerksamkeit der Leute auf mich heften, die vielleicht bei meinem Weggehen sich über mich lustig machen werden; ich möchte gar zu gern von der Menge Monseigneur genannt werden. Ist dieß nicht alles Wind? Dies Band wird ihm fast in allen Ländern zu nichts helfen; es giebt ihm durchaus keine Macht: aber meine Stücke geben mir überall die Mittel Unglücklichen beizustehen. Es lebe das allgewaltige Pulver Prelinpinpin! Bei diesen Worten hörte man in dem Nebenzimmer ein lautes Lachen. Die Thür stand halb offen, und der König trat herein mit Madame und mit Herr v. Gontaut. Er wiederholte: Es lebe das Pulver Prelinpinpin! Könnten Sie mir welches verschaffen Doctor?" Der König war zurückgekehrt, und es kam ihm in den Sinn zu horchen was gesprochen wurde. Madame war sehr freundlich gegen den Doctor, und der König nach dem er noch über das Pulver lachte, und vieles zu seinem Lobe sagte, verließ das Zimmer. Der Doctor und ich wir entfernten uns, und ich setzte mich augenblicklich hin um diese Unterhaltung aufzuschreiben. Man sagte mir später, daß Herr Quesnay über gewisse Dinge in finanzieller Hinsicht, sehr unterrichtet, und ein großer Oekonomist wäre; ich weiß

aber nicht recht, was das heißen soll *). Aber das ist gewiß, daß er sehr viel Verstand hatte, sehr lustig und scherzhaft und ein sehr geschickter Arzt war.

Am Hofe war man sehr lange mit der Krankheit des kleinen Herzogs von Burgund beschäftigt, dessen Verstand sehr gerühmt wurde. Man suchte die Ursache dieser Krankheit nach, und die Bosheit ging so weit, seine Amme, die in Versailles sehr in Gnaden stand, verdächtig zu machen, ihm ein häßliches Uebel mitgetheilt zu haben. Der König zeigte meiner Gebieterin die Nachforschungen, die er in ihrer Heimath über ihre Aufführung hatte anstellen lassen. Ein einfältiger Bischof ließ sich beikommen, zu berichten, daß sie in ihrer Jugend einen sehr freien Lebenswandel geführt hätte. Die arme Amme wurde davon unterrichtet und sie bestand auf erörterndere Angaben. Der Bischof antwortete, daß sie mehreremale die Bälle in der Stadt besucht habe und immer im bloßen

---

*) Quesnay starb 6 oder 7 Monate nach diesem Prinzen. Sein Tod war für ihn die Epoche eines Ruhms den er weder vorhergesehen noch bis zu einem gewissen Grade verdient hat. Es ging ihm darin wie dem Januarius, der Patron einer Secte wurde, ohne es vermuthet zu haben. Seine ökonomischen Principien, die er bekannte, gaben den Ackerbau forschern Entstehung, welche die Benennung „Oekonomisten" erhielten oder sich beilegten. Eine vornehme Person sagte scherzweise: „Ich glaube immer von Jagdhunden sprechen zu hören, wenn man die Oekonomisten Turgot, Baudeau, Rouband, Mirabeau nennt."

Die Oekonomisten hatten sehr heftige Gegner, aber kein Schriftsteller ist schmählicher mit ihnen umgegangen, als Liquet. Ihr System stellt er als eine philosophische Weise dar vor Hunger zu sterben. Es ist jedoch billig zu bemerken, daß dieser Schriftsteller sehr verständig das Brod für ein Gift hält.

Halse gewesen sei. Dies war nun freilich für den guten Mann das Maaß von Ausgelassenheit. Der König, der zuvor sehr unruhig gewesen war, konnte sich nicht enthalten zu sagen: welch' dummer Mensch (quelle bête!) Der Herzog starb, nachdem er am Hofe viel Unruhe verursacht hatte. Auf Fürsten macht nichts einen größern Eindruck als das Sterben ihresgleichen. Jedermann ist auch damit beschäftigt, sind sie aber einmal gestorben, so denkt auch niemand mehr daran. Der König sprach oft von dem Tode, auch von den Begräbnissen und Kirchhöfen: es konnte nicht leicht jemand mehr zur Schwermuth geneigt seyn als er. *) Madame erzählte mir einst, daß es ihm ein ängstliches Gefühl verursache, wenn er gezwungen würde zu lachen, und daß er sie oft gebeten hätte eine scherzhafte Geschichte zu endigen. Er lächelte, und das war alles. Der König hatte überhaupt die traurigsten Ansichten über die meisten Ereignisse. Bei der Ankunft eines neuen Ministers, sagte er, er hat seine Waaren ausgekramt wie ein anderer und verspricht die schönsten Sachen der Welt, von denen aber keine eintreffen wird. Er kennt dies Land nicht, er wird sehen..... Wenn man ihm von den Entwürfen sprach, die Marine zu verstärken sagte er: „Zwanzigmal höre ich nun schon davon reden. Frankreich wird niemals glaube ich, eine Marine haben." — Herr von Marigny hat mir dieß erzählt.

Ich habe meine Gebieterin nie so erfreut gesehen, als bei der Einnahme von Port St. Mahon. Der Kö-

---

*) Ludwig XV. sagte einst zu Soubré „Sie altern, wo wollen sie, daß man sie hinbegrabe?" — Zu den Füßen, Ew. Majestät — Diese Antwort machte den König traurig und nachdenkend.

nig war sehr vergnügt darüber, konnte aber dabei nicht an das Verdienst seiner Höflinge glauben und betrachtete den Erfolg als eine Wirkung des Zufalls. Nachdem, was man mir gesagt hat, flößte ihm nur der Marschall von Sachsen eine große Hochachtung ein. Jedoch hatte er ihn fast nie in seinen Cabinets und auch nicht als Höfling auftreten sehen. Herr v. Argenson suchte mit Herr. v. Richelieu nach dessen Siege, Händel wegen seiner Rükkehr nach Paris anzufangen, um ihn zu verhindern seines Triumphes zu genießen. Er wollte alles auf Madame schieben, welche darüber entzückt war und die ihn nur den Minorker nannte.

Der Chevalier v. Montaigu war Kammerjunker bei dem Dauphin und von diesem wegen seiner großen Frömmigkeit geliebt. Er wurde krank und mußte sich einer Operation an der Brust unterwerfen, welche darin bestand, daß man zwischen den Ribben eine Oeffnung machte um den Eiter herauszulaßen; dem Anscheine nach ging sie sehr glücklich von statten, aber der Kranke verschlimmerte sich und konnte nicht athmen. Man begriff nicht was diesen Umstand herbeiführen und seine Heilung verzögern konnte. Er starb fast in den Armen des Dauphins der ihn täglich besuchte. Das Sonderbare seiner Krankheit gab die Veranlassung ihn zu öffnen und man fand in seiner Brust ein Stückchen von der bleiernen Spritze, mit welcher man, wie gebräuchlich den Theil, welcher in Eiterung gewesen war, mit Decokten einspritzte. Der Wundarzt hatte sich mit seiner Nachläßigkeit nicht gerühmt und der Kranke war das Opfer derselben. Der König sprach sehr oft über dieses Ereigniß und er hat es, seiner Gewohnheit nach, wohl dreißigmal erzählt, aber noch weit mehr als über den Chevalier Montaigu, wurde über den Kasten gesprochen, den man an seinem Bette gefunden

hatte und worin Haardecken, Bußhemden und blutgefleckte Geißeln aufbewahrt waren. Ueber diesen lezten Umstand wurde eines Tags während des Nachtessens bei Madame sehr viel gesprochen, es fand sich aber unter den Gästen keiner, der Lust bezeugt hätte den Chevalier nachzuahmen. Acht oder zehn Tage nachher wurde dem König, der Madame, den Grafen Baschi und dem Herzoge von Ayen, *) die hier folgende Erzählung geschickt. Anfangs begriff man nicht worauf sie sich beziehen könnte, bis der Herzog von Ayen sagte: „Sind wir nicht recht einfältig, das ist ja ein Spott auf die strengen Uebungen, welche sich der Chevalier von Montaigu auferlegt hatte.“ Dies schien jezt jedem klar und um so mehr als dem Dauphin, seiner Gemahlin, dem Abbé St. Cyr und dem Herzoge de la V******* Abschriften davon zugegangen waren. Diesen letzteren hielt man für scheinheilig und der ihm übergebenen Abschrift fügte man folgenden Nachsatz bei: Sie würden nicht so einfältig seyn, mein lieber Herzog, ein Fakir zu werden, aber gestehen Sie es nur in die Zahl dieser guten Mönche, die ein so freudiges Leben führen, würden sie mit Vergnügen treten. Man schöpfte Verdacht diese Erzählung sei durch einen der Augendiener des Marschall Richelieu auf dessen Geheiß gemacht worden. Der König war sehr entrüstet

*) Später Herzog und Marschall von Navilles, gestorben in seiner Besizung zu Saint-Germain-en-Laye im Jahr 1793. Er war ein Mann von vielem Verstande, lebhaft und bösartig in seinen Reden. Man lies zu Versailles einen Automaten sehen, welcher sprach. Der König fragte eines Tags den Herzog „Kommen Sie etwa gerade vom Automaten her? Sire, erwiederte er, ich verlasse so eben den Herrn Kanzler. Dies war der Herr Lamoignon de Blanc Mesnil.

darüber und gab dem Polizei-Lieutenant Befehl, Nachsuchungen über den Verfasser dieser Erzählung anzustellen. Gelang es ihm nicht oder wollte er ihn nicht entdekken, man erfuhr nichts.

Eine japanische Erzählung.

Drei Stunden von der Hauptstadt Japans, liegt ein berühmter Tempel. Eine Menge von Menschen, aus jedem Stande und Geschlechte strömt dahin, um ein Götzenbild anzubeten, welches Wunder thun soll. Der Tempeldienst wird von dreihundert Geistlichen versehen, welche aus alten edlen und berühmten Geschlechtern abstammen, und diese überreichen dem Götzen Gaben, welche aus allen Provinzen des Reichs ihm dargebracht werden. Sie wohnen in einem prächtigen geräumigen Gebäude, welches an den Tempel stößt und von Gärten umgeben ist, die Natur und Kunst zu einem entzückenden Aufenthalte gemacht haben. Die Erlaubniß den Tempel zu sehen und in den Garten herumzugehen wurde mir ertheilt. Ein bejahrter Geistlicher aber noch voll Kraft und Lebhaftigkeit, begleitete mich, mehrere andere jeden Alters ergingen sich ebenfalls im Garten. Zu meinem großen Erstaunen aber sah ich eine große Anzahl, welche sich verschiedenen angenehmen und ausgelassenen Leibesübungen mit jungen zierlich gekleideten Mädchen hingaben, deren Gesänge anhörten oder mit ihnen tanzten. Mein Begleiter antwortete sehr gefällig auf alle Fragen die ich über seinen Orden anstellte, und hier gebe ich getreulich im Zusammenhange wieder, was er mir, je nachdem ich fragte, zu wiederholten malen darüber gesagt hat.

„Der Gott Faraki, den wir anbeten, hat seinen Namen nach einem Worte, welches Erschaffer bedeutet;

alles was wir sehen, die Erde, die Gestirne, die Sonne rc. alles kommt von ihm. Er hat dem Menschen Sinne gegeben, welche eben so viel Freudenquellen sind und die einzige Weise seine Wohlthaten zu erkennen, ist, wie wir glauben, davon Gebrauch zu machen. Eine solche Meinung wird ihnen ohne Zweifel mit der Vernunft übereinstimmender erscheinen, als diejenige der Indischen Fakirs, deren Leben mit der Natur in immerwährendem Widerspruche steht, und die sich die ärgsten Entbehrungen und grausamsten Leiden auflegen.

Mit den ersten Strahlen der Sonne begehen wir uns auf den Berg da vor uns, an dessen Fuße sich ein Fluß des reinsten Wassers durch die mit dem schönsten Blumenteppich bedeckte Wiese in den mannigfachsten Krümmungen hinzieht. Dort pflücken wir die wohlriechendsten Blumen und legen sie mit Früchten, die wir von der Güte Farakis erhalten, auf den Altar dieses Gottes. Darauf lassen wir ihm zu Ehren Lobgesänge erschallen und wir führen verschiedene Tänze auf, welche unsere Dankbarkeit und alle Freuden zu erkennen geben, welche wir dieser wohlthätigen Gottheit zu verdanken haben. Die erste von allen ist die, welche die Liebe gewährt, und wir äussern unser Feuer diese unschätzbare Wohlthat zu benutzen. Nach geendigtem Tempeldienste gehen wir in verschiedene Gebüsche, wo wir ein leichtes Mahl einnehmen; nach diesem beschäftigt sich jeder mit einer Arbeit die ihm nicht beschwerlich ist; sticken, mahlen, Blumen und Fruchtbäume pflanzen, Dreherarbeiten, sind diese Beschäftigungen deren Erzeugnisse dann von dem Volke, welches sich besonders darum bewirbt verkauft werden. Der Erlös gehört zu unserem Einkommen und dies ist ziemlich beträchtlich.

Auf diese Weise sind unsere Morgenstunden der Verehrung Gottes und der Uebung des Gesichts, was mit

Tagesanbruch anfängt, gewidmet. Das Mittagsmal nun ist dazu, den Geschmack zu befriedigen, und wir verbinden damit den Genuß des Geruches. Die saftigsten Speisen werden in Zimmern aufgetragen, in denen Blumen umher gestreut sind. Die Tafel ist damit ausgeschmückt und die besten Weine werden uns in Cristal-Bechern dargereicht. Haben wir nun Gott gepriesen durch den angenehmen Gebrauch des Gaumens und des Geruches, so überlassen wir uns in Orangen- Myrthen- und Rosen-Hainen, einem angenehmen Schlaf, welcher zwei Stunden dauert. Voll neuer Kraft und Munterkeit kehren wir zu unsern Beschäftigungen zurück, um die Arbeit mit Vergnügen zu vermengen, dessen ununterbrochene Dauer die Sinne abstumpfen würde. Nach dieser Arbeit danken wir Gott in dem Tempel und streuen ihm Weihrauch, und von da gehen wir in den angenehmsten Theil des Gartens, wo sich dreihundert junge Mädchen befinden, welche mit den jüngern Geistlichen muntere Tänze aufführen, während die übrigen sich in solchen bewegen, welche weder Kraft noch Geschicklichkeit erfordern, und mehr ein Gehen nach dem Takte der Musik sind. Man schäckert und lacht mit diesen lieblichen Gefährtinnen; diese sind mit einer leichten Gaze bekleidet und ihre Haare mit Blumen geschmückt; jeder läßt es sich angelegen seyn, ihnen die ausgesuchtesten und verschiedenartigst bereiteten Erfrischungen anzubieten. Ist die Stunde des Abendessens herangerückt, so begiebt man sich in die Gemächer, welche von tausend mit Ambra bereiteten Kerzen erleuchtet sind. Auf den Gallerien der drei unendlich großen Säle, wo man speißt, ist ringsherum Musik aufgestellt, welche durch die verschiedenen Instrumente den Geist zur Freude erregt und dem Gemüthe die süßeste Bewegung eingiebt. Die jungen Mädchen sitzen mit uns zu Tisch und gegen Ende des Mahles, singen sie zu Ehre Gottes,

welcher uns mit den, so vielen Reitz über unser Leben verbreitenden, Sinnen begabt hat, Hymnen, welche das Versprechen enthalten, immer mit neuem Feuer davon Gebrauch zu machen. Nach dem Abendmahle hebt der Tanz wieder an und dauert bis zur Stunde des Schlafengehens, wo dann eine Art von Lotterie gezogen wird, und jeder ein junges Mädchen gewinnt, welches die Nacht mit ihm zubringt. Man läßt dabei ganz den Zufall entscheiden, um jede Eifersucht zu vermeiden und jeder festern Zuneigung vorzubeugen. Auf diese Weise vergeht der Tag um einer Nacht voll Wonne Platz zu machen, welche man durch den Genuß der süßesten Freuden heiligt, die Faracki so weise an die Erzeugung der Wesen geknüpft hat. Darin bewundern wir die Weisheit und Güte Farackis, der zur Sicherheit der Bevölkerung des Universums, beiden Geschlechtern eine unwiderstehbare Neigung für einander gegeben hat, die sie unaufhörlich nähert. Die Fruchtbarkeit ist der Zweck, den er sich vorgesteckt, und er überschüttet mit Lust diejenigen, welche zu seinen Absichten mitwirken. Was würde man von dem Günstlinge eines Königs sagen, der von diesem ein schönes Haus, prächtige Ländereien zum Geschenk erhalten hätte, und sich nur darin gefiele das Haus in Verfall gerathen, und statt der Bebauung der Ländereien diese unfruchtbar werden und mit Dornen bewachsen zu lassen? Gerade so ist die Lebensweise der Fakirs Indiens, welche sich den traurigsten Entbehrungen und grausamsten Leiden widmen. Heißt das nicht Faraki beschimpfen, und ihm sagen: Ich verachte deine Wohlthaten. Heißt das nicht ihn verkennen, und sagen: Du bist bös und grausam, und ich weiß, daß ich dir nur durch den Anblick meiner Leiden gefallen kann.

Es heißt, fügte er hinzu, daß es auch in ihrem Lande Fakirs giebt, an sich nicht weniger närrisch und grau-

sam. Ich dachte, und zwar mit Recht, daß er von den Vätern La Trappe reden wollte. Die Erzählung des Geistlichen gab mir sehr viel nachzudenken, und ich bewunderte wie eine verkehrte Vernunft so besondere Systeme erzeugen kann.

Der Herzog von la Val***** war ein sehr vornehmer und reicher Herr. Einst sagte er an der königlichen Tafel: „Seine Majestät erzeigt mir die Gnade mich mit „Güte zu behandeln, untröstlich würde ich seyn, wenn „ich in Ungnade fiele. Begegnete mir es aber, so würde „ich mich zu meiner Zerstreuung mit der Verwaltung sehr schö„ner Güter beschäftigen, welche ich in dieser und jener Pro„vinz besitze.“ Er beschrieb auch bei dieser Gelegenheit zwei oder drei prächtige Schlösser, Einen Monat etwa nachher bei Veranlassung eines in Ungnade gefallenen Ministers sagte er vor dem König: „Ich hoffe daß Euer Majestät mir „Ihre Gnade erhalten werden, denn wenn ich das Un„glück hätte sie zu verlieren, so würde ich mehr zu be„klagen seyn als jeder andere, ich habe keinen Zufluchts„ort, wo ich mein Haupt hinlegen könnte.“ Alle, welche die Beschreibung der schönen Schlösser mit angehört hatten, betrachteten sich lächelnd und der König sagte zu Madame, welche neben ihm an der Tafel saß: Man hat sehr recht, wenn man sagt, daß ein Lügner ein gut Gedächtniß haben muß.

Ein Ereigniß, das meine Besorgniß so wie auch die meiner Gebieterin erregte, verschaffte mir die Vertrau-

lichkeit des Königs. Einmal um Mitternacht, trat Madame zu mir ins Zimmer, das ganz nahe an dem ihrigen war; sie war im Hemde und sagte mir in wahrer Verzweiflung: „Kommen sie der König liegt am Sterben.„ Man kann sich meinen Schrecken denken. Ich warf einen Unterrock über, und eilte in das Gemach wo ich den König in seinem Bette fand, wie er kaum mehr zu Athem kommen konnte. Was war zu thun? es war eine Unverdaulichkeit. Wir besprizten ihn mit Wasser; er kam wieder zu sich. Ich ließ ihn hofmännische Tropfen nehmen, und er sagte mir darauf: machen wir nur keinen Lärm, gehen sie zu „Quesnay und sagen Sie ihm, daß ihre Gebieterin sich „unwohl befindet; seinen Leute bedeuten sie, nichts davon „zu reden.“ Quesnay wohnte gerade neben an, er kam augenblicklich und war sehr erstaunt den König so zu finden. Er fühlte ihm den Puls, und sagte: „Die Crisis ist vorüber, wäre aber der König 60 Jahre alt, so hätte es sehr ernsthaft ausfallen können.“

Darauf holte er einige Mittel und kam bald nachher wieder, und begoß den König mit wohlriechenden Wassern. Das Mittel selbst, welches der Doktor vorschrieb habe ich vergessen, aber die Wirkung war bewundernswürdig und ich glaube es waren Tropfen von der Erfindung des General la Motte. Ich weckte ein Gardrobemädchen auf, und ließ als wie für mich, Thee machen. Der König trank drei Tassen davon, zog dann seinen Schlafrock und seine Strümpfe an, und erreichte mit Hülfe des Doctors sein Zimmer. Welches Schauspiel war das, uns alle drei halbnackt zu sehen! Madame warf so schnell als möglich einen Mantel über, so auch ich, und der König wechselte die Wäsche hinter fest zugezogenen Vorhängen. Er sprach über seine kurze Krankheit und bezeugte ein großes Dankgefühl für die Sorg-

falt die man ihm geleistet hatte. Länger als eine Stunde nachher ergriff mich noch der heftigste Schrecken, wenn ich bedachte, daß der König mitten unter uns hätte sterben können. Glücklicherweise kam er gleich wieder zu sich, und von der Dienerschaft merkte Niemand etwas von dem was sich zugetragen hatte. Dem Garderobe-Mädchen befahl ich alles wieder in Ordnung zu bringen, und sie glaubte, daß Madame krank gewesen wäre. Den andern Morgen stellte der König dem Doktor Quesnay heimlich ein Briefchen an Madame zu, worin er sagte: Meine theure Freundin muß sehr in Sorge um mich gewesen seyn, aber sie beruhige sich nur; ich befinde mich ganz wohl und der Doctor wird es bestätigen.

Von dem Augenblicke dieser Begebenheit an, gewöhnte sich der König sehr an mich, und empfänglich für die Anhänglichkeit, die ich ihm bewiesen hatte, machte er mir oft nach seiner Art, ein sehr freundliches Gesicht und kleine Geschenke, und jedesmal am Neujahrstage gab er mir Porcelain für ungefähr 20 Louisd'or an Werth. Er sagte zu Madame, daß er mich in ihrem Zimmer nicht anders betrachte, als ein Gemälde oder Bildsäule, und er sich durch mich nicht stören lasse.

Wie oft haben wir nicht, Madame und ich, gesagt: „Aber wenn er gestorben wäre, welche Verlegenheit! welcher Auftritt!“ Uebrigens hatten wir doch auf jedes Ereigniß hin uns dadurch sicher gestellt, daß wir den Dr. Quesnay gleich ruften; „denn, sagte Madame, er ist nicht nur mein Arzt, sondern auch ordentlicher Arzt des Königs.“ — Quesnay erhielt 1000 Thaler Pension, für seine Mühe und Stillschweigen, und das Versprechen einer Stelle für seinen Sohn. Mir gab der König eine

Anweisung an das Königl. Schatzamt von vier tausend Franken, und Madame erhielt eine sehr schöne Pendeluhr, und sein Bild auf einer Dose.

Der König war gewöhnlich sehr traurig, und liebte alle Gegenstände die seine Gedanken an den Tod unterhielten, den er jedoch sehr fürchtete. Folgendes ist davon ein Beispiel.

Madame war auf dem Wege nach Crécy, als ein Vorreiter des Königs heransprengte, und ihr berichtete, daß der König, dessen Wagen gebrochen wäre, sie in der Meinung, daß sie nicht weit seyn könne, ersuchen ließe, ihn zu erwarten. Er kam bald nachher, setzte sich zu Madame in den Wagen, wo sich auch die Frauen v. Chateau-Renaud und v. Mirepoix befanden *). Die Herren vom Gefolge suchten in andern Wagen unterzukommen. Ich war hinten in einer zweisitzigen Kalesche mit Gourbillon, Kammerdiener der Madame; wir beide waren sehr erstaunt, als kurz nachher der König anhalten ließ, und einen Stallmeister herbeirief. Er sagte ihm: „Sehen sie dort jenen kleinen Hügel; es sind Kreuze darauf „und es ist gewiß ein Kirchhof; gehen sie doch hin, und „sehen sie nach, ob irgend ein neues Grab da ist." Der Stallmeister sprengte fort und berichtete dann dem König, daß drei Gräber ganz frisch aufgeworfen wären. Meine Gebieterin wendete bei diesem Berichte, nach dem was sie mir erzählte, voll Entsetzen das Gesicht weg, die kleine Marschallin aber sagte ganz freudig: **Wahrlich, da läuft einem das Wasser im Munde zusammen.**

*) Frau Marschallin von Mirepoix, starb 1791 zu Brüssel, in einem sehr hohen Alter bei noch vollkommenen Geisteskräften. Sie war die Schwester des Prinzen von Beauveau.

Madame erzählte dies Abends beim Auskleiden. Welch ein sonderbares Vergnügen, sagte sie, sich mit Dingen zu beschäftigen, von denen man jeden Gedanken abwenden sollte, besonders wenn man ein so glückliches Leben führt! So ist aber der König; er spricht gern vom Tode, und erst vor einigen Tagen hat er zum Herrn v. Fontanieu, den beim Aufstehen ein Nasenbluten befiel, gesagt: „Nehmen Sie sich in Acht, in ihrem Alter ist das ein Vorbote eines Schlaganfalls.“ Der arme Mann ist ganz erschüttert und sehr krank zu Hause angekommen *).

Nie habe ich den König so bestürzt gesehen, als während der Krankheit des Dauphins.

Die Aerzte waren fortwährend bei Madame, wo sie der König befragte. Darunter war einer von Paris, ein wahres Original, Namens Pousse, der dem König einmal sagte: „Sie sind ein guter Vater, das freut mich. „Aber Sie wissen, daß wir alle Ihre Kinder sind und Ihren Schmerz theilen; fassen Sie übrigens Muth, Ihr „Sohn wird Ihnen wieder gegeben werden. **)“ Jedermann sah auf den Herzog von Orleans, der Mühe hatte seine Fassung zu behaupten. Er wäre Thronerbe geworden,

---

*) Peter Elisabeth Fontanieu, Controleur der Kron-Meubeln.

**) Er war ein aufgeklärter freimüthiger Mann, aber ein wenig derb und ohne feine Lebensart. Im Monat August 1752. wurde er zu dem Dauphin gerufen, den die Blattern befallen hatten. Seine Gemahlin brachte Tag und Nacht an seinem Bette zu. Pousse, der den Hof nicht kannte hielt die Prinzessin für eine gedungene Frau. „Alle Wetter! rief er aus, „das ist die schönste Wärterin, die ich je gesehen habe! wie „heißt ihr meine Liebe?“ Besser ist wohl nie das Lob der ehelichen Zärtlichkeit gemacht worden.

da die Königin schon über die Jahre hinaus war, noch Kinder zu bekommen. Frau von *** sagte mir eines Tags, als ich ihr mein Erstaunen über den großen Schmerz des Königs bezeugte: „Er würde außer sich seyn, wenn er einen Prinzen aus dem Geblüte zum bestimmten Nachfolger hätte. Er liebt sie nicht und betrachtet sie so entfernt von sich, daß er dadurch sich herabgesetzt fühlen würde.“ Nach der Wiederherstellung seines Sohnes, sagte er auch wirklich: „Der König von Spanien würde leichtes Spiel gehabt haben.“ Darin, behauptet man, habe er Recht gehabt und es gerecht genannt; jedoch daß, wenn der Herzog von Orleans eine Partei gehabt hätte, er die Krone würde haben ansprechen können. Um diesen Gedanken zu verdrängen gab er ein prächtiges Fest in St. Cloud, als der Dauphin wieder gänzlich genesen war. Madame sagte zu Frau von Brancas, als von diesem Feste die Rede war: „Er will die Spanischen Schlösser in Vergessenheit bringen die er gemacht hat, aber in Spanien bauten sie um so festere.“ Das Volk äußerte keine sehr große Freude über die Wiedergenesung des Dauphins. Es betrachtete ihn als einen Frömmler der nichts that als Psalmen singen; es liebte den Herzog von Orleans, der mitten in der Hauptstadt lebte und den man den König von Paris nannte. Diese Gefühle waren offenbar ungerecht, denn der Dauphin hatte nur Psalmen gesungen, um die Stimme eines Kirchensängers nachzuahmen. Das Volk säumte auch nicht von seinem Irrthume zurückzukommen und seiner Tugend Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. *) Der Herzog von

---

*) Herr v. Meilhan giebt in einem seiner Werke eine sehr erfreuliche Schilderung über den Charakter und den Verstand des Dauphin, Sohn Ludwigs XV. und Vater Ludwigs XVI. des verstorbenen Königs Ludwigs XVIII. u. Königs Karls X.

Orleans war der beharrlichste Hofling der Madame, diese konnte aber die Herzogin nicht ausstehen. Wahrscheinlich mochte man der Herzogin Worte untergeschoben haben, an die sie nie dachte, oft sagte sie aber welche, die sehr beißend waren. Der König würde sie verbannt haben, wenn er seinem Widerwillen gegen sie gefolgt wäre, aber er fürchtete das Aufsehen und sie würde nur noch boshafter geworden seyn. Der Herzog von Orleans war in jener Zeit voll Eifersucht auf den Grafen von Melfort. Der Polizeilieutenant davon benachrichtigt, sprach darüber mit dem König und meinte, da er starke Gründe hätte den Herzog zu allem entschlossen zu glauben, sich den Liebhaber vom Halse zu schaffen, diesem davon einen Wink geben zu müssen, um auf seiner Hut zu seyn. Der König antwortete: „Er wird sich nicht unterstehen, aber es giebt „da ein weit besseres Mittel. Er lasse sie überraschen und „er wird mich geneigt finden, sein verdammtes Weib ein„sperren zu lassen. Dagegen ist er diesen Liebhaber los, so „wird morgen wieder ein anderer da seyn und selbst in die„sem Augenblick hat sie andere, wie den Chevalier Colbert „und den Grafen Aigle.“ Indessen sagte mir Madame, daß es von diesen beiden lezten nicht erwiesen sey.,

Zu jener Zeit trug sich eine Begebenheit zu, worüber der Polizei-Lieutenant dem König Bericht erstattete. Die Herzogin von Orleans hatte sich eines Tages im Palais Royal, Abends 8 Uhr damit belustigt einen jungen Holländer, den sie sehr hübsch fand, durch ihre Blicke anzulocken. Der junge Mann, der sie für ein öffentliches Mädchen hielt, wollte rasch zu Werke, worüber sie sich aber sehr entrüstete. Sie rief einen Schweizer herbei und gab sich zu erkennen. Der Fremde wurde festgehalten, aber auf seine Entschuldigung daß sie ihn mit sehr freien Ausdrücken angeredet habe, wieder

losgelassen. Der Herzog von Orleans hielt darüber seiner Gemahlin eine tüchtige Strafpredigt.

Der König sagte einmal in meiner Gegenwart zu Madame (denn er ließ sich durch nichts stören, von ihr zu reden, so groß war sein Haß;) „Ihre Mutter kannte „sie recht wohl, denn vor ihrer Verheirathung erlaubte „sie ihr nicht mehr zu reden als ja, und nein. Wissen „sie auch den Witz den sie bey der Ernennung des Mo„ras gemacht hat? Sie schickt hin, ihm ihr Compliment „machen zu lassen und zwei Minuten nachher ruft sie „denjenigen, der hingehen sollte, wieder zurück und sagt „ihm vor allen Leuten: Ehe sie mit ihm sprechen, „fragen sie den Schweitzer ob er noch in sei„ner Stelle ist.

Frau von Pompadour hatte keinen feindseligen Karakter und ungeachtet der Schwätzereien der Herzogin von Orleans, suchte sie dieselbe wegen ihrer Aufführung in Schutz zu nehmen. Die meisten Frauen, sagte sie, haben Liebhaber, „sie hat nicht alle, die man ihr zuschreibt; „aber ihre freien Manieren und Gespräche, die kein Ziel „haben, machen sie in ganz Frankreich verrufen.„

Vor einigen Tagen kam meine Genossin, die eben aus der Stadt zurückkehrte, ganz entzückt auf mein Zimmer. Sie war bei einem der ersten Angestellten auf den Kriegsbureau Hrn. v. Chenevierés gewesen, der mit Voltaire, den sie wie einen Gott betrachtet, in stetem Briefwechsel steht. Hier muß ich kürzlich erwähnen, daß sie einmal eben so entrüstet war, einen Kupferstichhändler ausrufen zu hören: Hier ist Voltaire der famöse Preuße zu haben; betrachtet ihn in seiner groben Bärenmütze, die ihn vor Kälte schüzt? um

sechs Sols den famösen Preußen. Welche Entwürdigung, sagt sie! Aber um wieder von ihrem Entzücken zu reden; Herr von Chenevierès hatte ihr Briefe von Voltaire gezeigt und Marmontel hatte ihr eine Epistel an seine Bibliothek gelesen *).

Quesnay kam zu unserer Unterhaltung und sie wiederholte ihm alles, da er aber keinen großen Antheil daran zu nehmen schien, fragte sie ihn, ob er die großen Dichter nicht bewunderte? Wie große Fangbecher-Spieler, antwortete er ihr in seinem ihm eigenthümlichen Tone. Indessen, setzte er hinzu, habe ich selbst gedichtet und zwar über den Marine-Intendanten Radot, der sich beikommen ließ, Böses über die Arzneikunde und über die Aerzte zu sagen. Aesculap und Hippocrates zu rächen, machte ich folgende Verse:

Antoine se médicina
En décriant la médicine,
Et de ses propres mains mina
Les fondemens de sa machine:
Très-rarement il opina
Sans humeur bizarre ou chagrine,
Et l' esprit qui le domina
Etait affiché sur sa mine.

Was sagen Sie dazu, fragte der Doctor? Meine Genossin fand sie recht hübsch, und der Doctor überließ sie mir, bat aber, keine Abschrift davon nehmen zu lassen.

---

*) Sie führt den Titel Epitre á mes livres und erhielt den Preis in der französ. Akademie.

Madame nannte meine Genossin scherzweise einen Schöngeist, hatte aber manchmal Vertrauen zu ihr. Sie wußte, daß diese oft schrieb, und sagte ihr einst: „Sie machen irgend einen Roman, der einmal erscheinen wird, oder beschreiben das Jahrhundert Ludwigs XV. Ich will mich Dir empfohlen haben.“ — Ich kann nicht über sie klagen; es liegt mir nichts daran, ob sie besser spricht als ich, und mehrere Prosa und Verse weiß. — Sie hat mir nie ihren wahren Namen genannt, aber ich war eines Tags boshaft genug ihr zu sagen: „daß Jemand gestern behauptete, daß die Famile der Frau von Mar******** angesehener wäre, als die vieler Edelleute. Sie behaupte, sagt man, den ersten Rang in Cadix, sey in sehr ehrenvollen Verbindungen, und halte sich doch nicht dadurch für erniedrigt Gouvernante bei Madame zu seyn. Sie werden eines Tags ihre Söhne oder Neffen als Generalpächter, und ihre Töchter an Herzoge vermählen sehen.

Seit mehreren Tagen hatte ich bemerkt, daß sich Madame Chocolade mit dreifacher Vanille und Ambra angemacht zum Frühstück bringen ließ; daß sie Trüffeln und Zelleri-Suppen aß. Da ich sie sehr erhizt fand, so machte ich ihr Vorstellungen über diese Lebensweise auf die sie aber nicht zu achten schien. Nun hielt ich es für meine Pflicht ihre Freundin die Herzogin von Brancas *) darauf aufmerksam zu machen. „Ich bin es auch gewahr worden, sagte mir diese, und ich will mit ihr in Ihrer Gegenwart darüber reden.“ Wirklich

---

*) Die Herzogin von Brancas war Ehrendame bei der Dauphine und hatte in steter Freundschaft mit Frau von Pompadour gelebt.

theilte ihr auch Frau von Brancas ihre Besorgnisse über ihre Gesundheit mit. „So eben haben wir, sagte die Herzogin indem sie auf mich zeigte, davon gesprochen und sie ist ganz meiner Meinung.“ Madame war erst ein bischen unwillig fing aber dann an bitterlich zu weinen. Ich verschloß sogleich die Thüre und kam wieder zurück um ihre Klagen mit an zu hören. Meine theure Freundin, sagte sie zu Frau von Brancas, mich quält die Furcht das Herz des Königs zu verlieren, da ich aufhöre ihm angenehm zu seyn. Die Männer legen, wie Sie wissen einen großen Werth auf gewisse Dinge, und ich habe das Unglück von sehr kaltem Temperament zu seyn. Ich habe deshalb geglaubt etwas erhitzende Sachen gebrauchen zu müßen um diesen Mangel zu ersetzen und seit zwei Tagen thut mir dies Elixir recht gute Dienste, wenigstens glaube ich es bemerkt zn haben.“ Die Herzogin von Brancas nahm das Arzneiglas, welches auf dem Putztisch stand, und nachdem sie daran gerochen hatte, sagte sie: Pfui! und warf es in den Kamin. Madame war unwillig und sagte darauf in Thränen „ich will nicht gerne wie ein Kind behandelt seyn; Sie wissen nicht was mir vor acht Tagen begegnet ist. Der König hat sich unter dem Vorwande, daß es ihm zu warm sey, auf das Sopha gelegt und die halbe Nacht darauf zugebracht. Er wird meiner überdrüßig werden, und eine andere nehmen. — Sie werden es auch nicht vermeiden, antwortete ihr die Herzogin, wenn Sie solche Mittel gebrauchen, und diese Mittel werden sie tödten. Machen Sie durch ihre Sanftmuth dem König ihren Umgang immer kostbarer; stoßen Sie ihn in andern Augenblicken nicht zurück und überlaßen Sie alles der Zeit; die Ketten der Gewohnheit werden ihn für immer an Sie feßeln.“ Beide Damen umarmten sich; Madame bat die Frau

von Brancas es geheim zu halten und die Mittel wurden nicht mehr gebraucht.

Einige Zeit darauf, sagte sie mir: „Der König ist zufriedener mit mir und zwar seitdem ich mit Quesnay darüber gesprochen habe ohne ihm jedoch alles zu gestehen. Dieser hat mir gesagt: daß, um das zu erlangen was ich wünsche, ich immer Sorge tragen müßte mich wohl zu befinden, gut zu verdauen, und damit dieses geschähe viel Bewegung zu machen. Ich glaube der Doctor hat Recht und ich fühle mich ganz anders. Ich bete diesen Mann an (den König) ich wünschte ihm angenehm zu seyn. Aber ach! manchmal findet er mich so kalten Blutes; mein Leben würde ich opfern um ihm zu gefallen.“

Der Herr kam einmal ganz erhitzt in das Zimmer. Ich zog mich zurück und horchte auf meinem Posten. „Was ist Ihnen, fragte Madame?“ “ Die Gerichtsherren und die Geistlichkeit sind immer in offener Fehde; antwortete er ihr, sie bringen mich noch zur Verzweiflung durch ihre Streitigkeiten. Jedoch verabscheue ich weit mehr die Gerichtsherren; meine Geistlichkeit ist mir treu und zugethan, und die andere Seite möchten mich gern unter Vormundschaft bringen.““ Festigkeit allein kann sie bändigen, bemerkte ihm Madame. — Robert von Saint-Vincent *) ist ein Unruhstifter den ich gern verweisen möchte aber dies würde Lärm machen. Auf der andern ist der Erzbischof von einem eisernen Kopfe und zänkischer Natur. Glücklicherweise giebt es aber im Parlamente noch einige auf die ich zählen kann, und die sich unendlich aufgebracht stellen, zur rechten Zeit aber sich zu besänftigen wissen. Das kostet mich freilich einige Abteien und einige heimliche Pensionen. Ein gewisser V*** leistet mir, bei allem Schein eines Aufgebrachten, recht gute Dienste. —

*) Rath im Parlament und großer Jansenist.

Ich habe Neuigkeiten von ihm Sire, sagte Madame. Er hat mir geschrieben und behauptet nahe verwandt mit mir zu seyn und bittet mich zu mir kommen zu dürfen. — Nun, sagte der König, sehen Sie ihn und lassen sie ihn kommen, das wird ein Vorwand seyn, ihm irgend etwas zu gewähren, wenn er sich gut aufführt. Herr von Gontaut trat ein, sagte aber nichts, da er sah, daß die Unterhaltung ernsthaft war. Der König ging ganz bewegt auf und ab, dann sagte er plötzlich: „Der Regent hat sehr unrecht gehabt, ihnen das Recht Gegenvorstellungen zu machen, einzuräumen: Sie werden damit aufhören den Staat zu stürzen. Ach Sire, erwähnte Herr von Gontaut, er ist zu fest, als daß solche Leute ihn erschüttern könnten. „Sie wissen nicht was sie denken und treiben, erwiederte „der König; das ist ein Verein von Republikanern; das „ist übrigens genug, die Sachen wie sie stehen, werden „so lange dauern, als ich auch. Unterhalten Sie sich Son„tag darüber mit Herrn Brevier, Madame.“ Frau von Amblimont und Frau v. Esparbés traten ein: „Ach da sind ja meine kleinen Katzen, sagte Madame. Alles das was uns beschäftigt, sind ihnen böhmische Dörfer; aber ihre Munterkeit giebt mir die Ruhe wieder, und erlaubt mir dann die ernsthaften Dinge wieder vorzunehmen. Sie zerstreut die Jagd, Sire, mich müssen diese dafür schadlos halten.“ Der König fing darauf an von der Jagd und von Lansmatte *) zu reden. Man mußte den König über diese Gegenstände sprechen lassen und eine Geschichte wohl drei- oder viermal anhören, je nachdem andere Personen dazu kamen. Madame zeigte nie Langeweile darüber, sie munterte ihn sogar manchmal auf, wieder von vorn anzufangen.

---

*) Siehe die Memoiren der Frau von Campan III Theil, Seite 24.

Eines Tags sagte ich zu Madame: „Es scheint, daß Ihre Freundschaft für die Frau Gräfin von Amblimont weit inniger geworden ist. — Das ist auch sehr gegründet, erwiederte sie mir. Sie ist einzig vielleicht in der Treue für ihre Freunde und in der Rechtschaffenheit. Höre und sage Niemand, wer es auch sey, ein Wort davon. Vor vier Tagen, als man gerade zur Tafel ging, näherte sich ihr der König und versuchte, indem er sich stellte, als wollte er sie kitzeln, ihr ein Briefchen zuzustecken. Sie, die Närrin spielend, hat sogleich die Hände auf den Rücken gelegt, und der König war gezwungen, das Briefchen, das auf den Boden gefallen war, wieder aufzuheben. Gontaut allein hat alles dieß gesehen, und nach dem Abendessen hat er sich der kleinen Dame genähert und ihr gesagt: Sie sind eine gute Freundin. — Ich that was ich mußte, und bei diesen Worten legte sie den Finger auf den Mund, um ihm Stillschweigen anzuempfehlen. Er hat mir augenblicklich diesen Zug von Freundschaft der kleinen Heldin mitgetheilt; sie hat mir nie etwas davon gesagt." Ich bewunderte die Tugend der kleinen Gräfin und Madame sagte mir darauf: „Sie ist unbesonnen, beinahe täppisch, hat aber mehr Verstand und Gemüth als die Prüden und Andächtigen. Die Esparbès würde nicht so handeln, vielleicht noch entgegen gehen. Der König hat bestürzt geschienen, hat ihr aber immer noch Neckereien gemacht."— Sie werden, bemerkte ich, für diese schöne Handlung wahrscheinlich sehr erkenntlich seyn. — „Zweifle nicht daran, erwiederte sie, aber ich will nicht, daß sie merke, daß ich davon weiß." Der König kam eines Morgens, ich glaube es war zu Choisy, zu Frau von Amblimont und sei es nun als Folge seines Geschmacks oder auf Eingebung von Madame, er hing selbst jener ein Halsband von Smaragden und Diaman-

ten um, das sechstausend Livres an Werth hatte. Dies geschah aber sehr lange nach dem, was ich eben erzählt habe.

In einem kleinen Nebengemache des Zimmers meiner Gebieterin, war eine große Ottomane, auf der ich oft zu ruhen pflegte. Eines Abends, so um Mitternacht herum, kam eine Fledermaus in das Gesellschaftszimmer, wo alles noch beisammen war. Der König rief sogleich: „Wo ist der General Crillon? (Er war gerade hinausgegangen) Das ist der General gegen die Fledermäuse!" Dies gab Veranlassung oft zu wiederholen, wo warst Du Crillon? Plötzlich kam dieser, und man sagte ihm, daß der Feind da sey. Er zog den Rock aus, nahm den Degen zur Hand und verfolgte die Fledermaus, die sich in das Cabinet flüchtete, wo ich in tiefem Schlafe lag. Bei diesem Lärm fuhr ich aus dem Schlafe auf, und sah den König mit der ganzen Gesellschaft ganz nahe bei mir. Ich sprang schnell von der Ottomane herunter, und das machte die Belustigung für den ganzen Abend aus.

Herr von Crillon war ein sehr braver und sehr liebenswürdiger Mann, aber er hatte das Unrecht, sich zu Narrenspossen herzugeben, was aber weit mehr von seiner natürlichen Munterkeit herkam, als von Charakter-Niedrigkeit. So war es aber nicht mit einem sehr vornehmen Herrn, Ritter des goldnen Fließes, den Madame eines Tags sah, wie er ihren Kammerdiener Gourbillon bei der Hand nahm und sie ihm drückte. Da er der eitelste Mann am Hofe war, so konnte sich Madame nicht enthalten es dem König zu erzählen, und da er weder einen Dienst noch irgend ein Amt am Hofe hatte, so lud ihn der König, von dem Augenblick an, fast nie mehr zum Souper.

Ich hatte eine Verwandte zu Saint-Cyr, welche sich verheirathete. Sie war in Verzweiflung darüber eine

ihrer Verwandten als Kammerfrau bei Frau von Pompadour zu haben, und oft machte sie mir sehr kränkende Vorwürfe darüber. Madame erfuhr dies durch ihren Intendanten Colin *) und sie sprach mit dem König darüber. „Das wundert mich gar nicht, sagte er, denn so „sind diese Zieraffen von Saint-Cyr. Frau von Mainte„non hatte sich mit den herrlichsten Absichten sehr getäuscht. „Diese Mädchen sind so erzogen, daß man alle zu „Pallast-Damen machen müßte, wenn sie nicht unglücklich „und ungezogen werden sollen." Einige Zeit nachher war diese Verwandte zu gleicher Zeit mit Colin bei mir. Colin der sie kannte, ohne von ihr gekannt zu seyn, fragte mich: „Wissen Sie, daß der Prinz von Chimay einen Auftritt mit dem Chevalier von Henin darüber gehabt hat, daß dieser Stallmeister bei der Frau Marquise ist." Meine Verwandte machte bei diesen Worten große Augen und sagte: „Hat er nicht Recht? Darauf lasse ich mich nicht ein, erwiederte Colin, aber hören Sie was er gesagt hat: Wenn sie blos ein gewöhnlicher Edelmann und arm wären, so würde ich dies gar nicht tadeln, und es würden sich Hunderte finden, um diesen Platz sich zu streiten, so wie auch Frauen, um bei der Frau Marquise zu seyn, aber bedenken sie, daß ihre Verwandte Fürsten des Reichs sind und daß sie ihren Namen führen. — Was, mein Herr, sagte meine Verwandtin, der Stallmeister der Frau Marquise ist aus einem fürstlichen Hause? — Aus dem Hause Chimay, erwiederte er, und Sie nehmen den Namen Alsaice, wie dies der Cardinal dieses Namens beweißt." Colin verließ uns ganz entzückt über das was er ihr gesagt hatte. „Ich komme gar nicht zu mir selbst von dem

*) Colin war Procurator am Chatelet, und wurde mit der Leitung der Geschäfte der Frau von Pompadour beauftragt, welche ihm das St. Ludwigs-Kreuz verschaffte.

was ich so eben gehört habe, sagte meine Verwandte. Es ist jedoch sehr wahr, meine Cousine, und Sie können den Chevalier von Henin (das ist der Name des Hauses des Prinzen von Chimay) den Mantel der Marquise auf dem Arm tragen und ihn am Kutschenschlage gehen sehen, um ihr, wann sie aus dem Wagen steigt, den Mantel umzuhängen, und können ihn in dem Vorzimmer, ihren Ausgang erwartend, finden." Von dieser Zeit an, ließ mich meine Base in Ruhe und nahm sogar ihre Zuflucht zu mir, um ihrem Manne eine Reuter-Compagnie zu verschaffen, dem es aber viele Ueberwindung kostete zu mir zu kommen, und sich bei mir zu bedanken. Seine Frau wollte, daß er der Frau Marquise seine Danksagung mache, aber die Furcht, diese möchte ihm sagen, daß er aus Rücksicht für seine Cousine diese Compagnie commandire, hielt ihn davon zurück.

Uebrigens war es doch sehr auffallend, daß ein Mitglied aus dem Hause Chimay im Dienste einer Dame war, wer diese nun auch seyn mochte; und der Commandeur von Elsaß kam einzig und allein von Malta um ihn zu seinem Austritt aus dem Dienste der Marquise zu veranlassen. Er ließ ihm durch seine Familie eine Pension von 100 Louisd'or anweisen und Madame verschaffte ihm eine Compagnie bei der Reiterei *). Der Chevalier von Heine war Page bei dem Marschall von Luxemburg gewesen, und man kann nicht begreifen wie er einem Manne, der sein wirklicher Verwandter war, eine solche Stelle geben konnte, weil doch fast alle großen Häuser sich gegenseitig helfen. — Der Obersiegelbewahrer von Machault, hatte zur nämlichen Zeit einen Ordensritter

*) Der französische Herausgeber mißt dieser Geschichte des Hrn. von Heine keinen großen Glauben bei.

des St. Ludwigs und Edelmann, den Chevalier von Puibusc zum Stallmeister, der sein Portefeuille trug und neben seinem Wagen herging.

Madame hatte für ihre Tochter *) eine Aufmerksamkeit, die, entsprang sie nun aus Ehrgeitz oder Zärtlichkeit, aus dem Innersten ihres Herzens zu kommen schien. Sie war wie eine Prinzessin erzogen worden und sie wurde auch nur, wie die Personen dieses hohen Ranges, bei ihrem Taufnamen genannt. Die Vornehmsten des Hofes dachten an diese Verbindung, Madame hatte aber einen Plan der vielleicht sehr verständig war. Der König hatte von Frau von Vintimille einen Sohn, der ihm in Gesichtsbildung, Geberden und Manieren sehr ähnlich war; er nannte sich Graf von * *. Madame ließ ihn nach Bellevue kommen und sie beauftragte ihren Intendanten Colin, irgend ein Mittel zu finden um den Gouverneur zu veranlassen ihn dorthin zu bringen. Sie aßen etwas bei dem Schweitzer und Madame, die spatzieren ging, that als wenn sie zufällig sie fände. Sie fragte nach dem Namen des Kindes und bewunderte seine Schönheit. In dem nämlichen Augenblick kam ihre Tochter dazu und Madame führte sie insgesammt in den Feigengarten, wohin, wie sie wußte, der König gehen würde. Er kam, und erkundigte sich nach dem Namen des Kindes, und wie dieser ihm genannt wurde, schien er sehr verlegen darüber. Madame sagte, indem sie auf ihre Tochter wies: „Das würde ein schönes Paar werden.“ Der König unterhielt sich mit dem Mädchen, ohne auf den Knaben aufmerksam zu scheinen.

---

*) Tochter der Frau von Pompadour und Herrn Etioles, ihres Gatten; sie hieß Alexandrine.

der indeß Feigen und Kuchen aß und solche Stellungen und Geberden annahm, ganz wie sie dem König eigen waren, so daß Madame darüber in höchstem Erstaunen ausrief: „Sire, sehen Sie nur ...... Und was, fragte er? — Nichts, antwortete Madame, wenn man nicht glauben soll seinen Vater zu sehen. — Ich wußte nicht, sagte er lächelnd, daß sie den Grafen L * * so genau kennen. — Sie sollten ihn umarmen, Sire, er ist so hübsch,— so will ich denn bei Ihrer Tochter anfangen!" er umarmte beide auf eine sehr kalte, und, wie man sah, gezwungene Weise. Ich war gegenwärtig, denn ich hatte die Gouvernante des Fräuleins hingeleitet. Abends sagte ich zu Madame, daß der König nicht sehr lebhaft in seinen Umarmungen gewesen sey. „So ist er, entgegnete sie mir; aber nicht wahr, die Kinder sind wie für einander geschaffen? Wenn es Ludwig XIV. wäre, er würde aus dem Knaben einen Herzog du Maine machen; ich verlange nicht so viel: eine Stelle und die Herzogswürde für seinen Sohn ist gewiß wenig und nur weil es sein Sohn ist, ziehe ich ihn allen den kleinern Herzogen am Hofe vor. Meine Enkel würden einst Aehnlichkeit mit dem Großvater und der Großmutter haben und diese Mischung, die ich zu erleben hoffe, wird dann mein Glück ausmachen." Bei diesen Worten kamen ihr die Thränen in die Augen. Ach leider! nach Verfluß von sechs Monaten wurde ihr die geliebte Tochter, die Hoffnung ihrer alten Tage, der Gegenstand ihrer größten Wünsche, durch einen plötzlichen Tod entrissen. Sie war untröstlich und auch Herr von Marigni war von dem lebhaftesten Schmerz ergriffen. Das Fräulein war schön wie ein Engel und zu dem höchsten Glück berufen, und ich habe immer gedacht, daß Herr von Marigni den Plan hatte seine Nichte zu heirathen. Die Erhebung zum Herzoge würde ihm den Rang gegeben, und dies verbunden mit seiner Stelle und

mit den Reichthümern ihrer Mutter, einen großen Herrn aus ihm gemacht haben. Die Altersverschiedenheit war nicht so groß, daß diese ein Hinderniß gegeben hätte. Es fehlte nicht am Gerede, daß die junge Dame vergiftet worden sey, aber der unvorgesehene Tod solcher Personen, welche die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, giebt immer zu Entstehung solcher Gerüchte Anlaß. Der König bewies viel Theilnahme, aber mehr wegen des Kummers der Frau Marquise als wegen des Verlustes selbst, ob er gleich das Fräulein sehr oft mit Zärtlichkeiten und mit Geschenken überhäuft hatte. Dem Herrn von Marigni muß ich die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er seit diesem Todesfall, der ihn zum einzigen Erben seiner Schwester machte, jedesmal höchst betrübt war, wenn diese ernsthaft krank wurde. Madame fing bald nachher an Pläne zu machen für die Versorgung ihres Bruders. Es war von den Damen der höchsten Geburt die Rede und vielleicht hätte man ihn zum Herzog gemacht, aber er hatte eine Weise zu denken, die ihn von der Ehe und dem Ehrgeitze entfernt hielt. Wohl zehnmal hätte er Minister werden können, und nie dachte er darauf. „Dieser Mann, sagte mir einst Quesnay, ist wenig erkannt; Niemand spricht von seinem Verstande und seinen Kenntnissen, noch von dem, was er für die Beförderung der Künste thut; keiner hat, seit Colbert, so viel auf seiner Stelle geleistet, wie er; er ist überdiß ein sehr rechtschaffener Mann, aber jeder sieht in ihm nur den Bruder der Favorite, und weil er dick ist, so glaubt man ihn auch schwerfälligen und harten Verstandes.“ Was er da sagte war sehr wahr. Herr von Marigni hatte mit sehr geschickten Künstlern Italien bereist, seinen Geschmack ausgebildet und weit mehr Kentnisse erworben, als irgend einer seiner Vorgänger. Nur seit kurzem war er erst so stark geworden, denn er hatte wohl vorher ein recht hübsches

Gesicht gehabt. Er war eben ein so schöner Mann gewesen, als seine Schwester eine schöne Frau war; er machte Niemand den Hof, hatte keine Eitelkeit und besuchte nur solche Gesellschaften, wo ihm so recht behaglich war. Seitdem ihn aber der König in seinen Wagen nahm ging er auch mehr zu Hof, da er es für seine Pflicht hielt sich unter den Höflingen sehen zu lassen.

Eines Tages rief mich Madame in ihr Cabinet wo ich den König sehr ernsthaft auf= und abgehend fand. „Du mußt kündigte sie mir an, nach St. Cloud und dort einige Tage in einem Hause zubringen, wohin ich dich werde geleiten lassen. Dort wirst Du eine junge Person finden, die ihrer Entbindung nahe ist.“ Der König sagte nicht ein Wort dazu, und ich war ganz stumm vor Erstaunen. „Du wirst dort die Herrin des Hauses machen und der Niederkunft, wie eine Fabelgöttin, anwohnen. Man bedarf Deiner deswegen dort, damit alles nach dem Willen des Königs und heimlich geschehe. Bei der Taufe wirst Du auch seyn und die Namen des Vaters und der Mutter angeben.“ Der König fing hier an zu lachen, und sagte: „Der Vater ist ein sehr rechtschaffener Mann! Geliebt von jedermann, sezte Madame hinzu und angebetet von denen die ihn kennen.“ Hierauf holte sie aus einem Schrank ein Kästchen, aus welchem sie eine Demant=Zitternadel nahm, indem sie zum König sagte, „Ich habe sie nicht gewollt; sie sollte noch schöner seyn. — Sie ist es nur noch zu sehr.“ Der König umarmte sie mit den Worten. „Wie gut sind Sie doch!“ Sie weinte vor Rührung und sagte, indem sie die Hand auf das Herz des Königs legte: „Nur das will ich.“ Dem König kamen die Thränen in die Augen und ich fing auch an zu weinen ohne eigentlich zu wissen warum. Der König wandte sich an mich und sagte mir: Guimard

wird alle Tage zu Ihnen kommen, um Ihnen mit Rath und That an die Hand zu gehen und im wichtigen Augenblicke werden sie ihn gleich benachrichtigen, damit er sich schnell zu Ihnen begiebt. Aber sprechen wir nun auch von den Gevattersleuten; diese kündigen sie an, daß sie dazu kommen werden, und dann etwas später stellen sie sich, als ob sie einen Brief erhielten, der sie von einem Hinderniß benachrichtigte, welches sie abhielte zu kommen. Dieses wird sie nun scheinbar in große Verlegenheit setzen, und Guimard wird Ihnen sagen: Nun müssen wir freilich die ersten besten dazu nehmen; Sie werden dann die Hausmagd und einen Armen oder einen Sänftenträger wählen und um kein Aufsehen zu erregen, jedem nur 12 Franken geben. Einen Louisdor setzte Madame hinzu, um in einem andern Sinne keine Wirkung zu machen. — In gewissen Umständen sind sie an meiner Sparsamkeit Schuld, sagte der König. „Erinnern sie sich noch des Fiacres? Ich wollte ihm einen Louisd'or geben und der Herzog von Ayen sagte mir: Wir können dadurch erkannt werden, und ich gab ihm einen Sechsfrankenthaler.“ Hier fing er an die Geschichte zu erzählen, Madame bat ihn aber zu schweigen, was ihn viel Ueberwindung kostete. Sie hat mir hernach später erzählt, daß der König zur Zeit der Vermählung des Dauphins, in einem Fiacre nach Paris gekommen wäre, um sie bei ihrer Mutter zu sehen. Der Kutscher wollte nicht fortfahren und der König wollte ihm einen Louisd'or geben. Davon würde morgen die Polizei unterrichtet seyn, sagte der Herzog von Ayen, und die Nachstellungen der Spione uns sicher entdecken. — „Guimard sagte der König wird ihnen den Namen der Eltern nennen, der Taufe, die Abends seyn muß, mit beiwohnen und das Zuckerbrod besorgen. Es ist aber nicht mehr als billig, daß sie auch welches bekommen,“ und er zog eine

Rolle mit 50 Louisd'or hervor, die er mir mit jener einnehmenden Miene zustellte, die ihm allein in seinem Königreiche eigen war. Weinend küßte ich ihm die Hand. „Sie werden für die Wöchnerin Sorge tragen nicht wahr, sagte er, sich zu Madame wendend. Es ist ein gutes Kind, hat aber das Pulver nicht erfunden, und wegen der Verschwiegenheit verlasse ich mich ganz auf Sie. Mein Kanzler wird Ihnen das Uebrige sagen." Nun, sagte sie wie findst Du meine Rolle? — Die einer außerordentlichen Frau und herrlichen Freundin. — Nur sein Herz verlonge ich, äußerte sie, diese kleinen Mädchen, welche ohne Erziehung sind, werden ihn mir nicht entwenden. So ruhig würde ich nicht seyn, wenn ich irgend eine hübsche Frau von Hof oder aus der Stadt nach seiner Eroberung trachten sähe. „Ich fragte Madame ob die junge Person weiß, daß der König der Vater ist." Ich glaube nicht, erwiederte sie mir, aber da er sie zu lieben geschienen hat, so fürchtet man, er möchte sie nur zu bald davon unterrichtet haben; ist dies aber nicht, so sagt man ihr und andern, daß er ein polnischer Prinz und Verwandter der Königin sey, und im Schlosse wohne. Das wurde namentlich wegen des blauen Bandes so ausgedacht, welches der König abzulegen nicht immer Zeit hatte, er hätte denn sich ganz umziehen müssen, und um einen Grund wegen der Wohnung im Schlosse, so nahe beim König, anzugeben. Dies waren kleine Zimmer nach der Kapelle hin, wohin sich der König aus seinen Gemächern begab, ohne von irgend Jemand als von der Schildwache gesehen zu werden, welche ihre Weisung hatte, und nicht wußte, wer da aus- und eingieng. Der König ging manchmal in den Hirschpark *) oder empfing die jungen

---

*) Siehe Anmerkung Seite 81.

Mädchen in den Zimmern, von denen ich so eben gesprochen habe.

Hier muß ich einer auffallenden Begebenheit erwähnen, davon nur sechs oder sieben Personen, Herren oder Diener, wissen. Ein junges Mädchen, das der König öfters gesehen und dem er mehr Zärtlichkeit als einer andern bewiesen hatte, war bei der Nachricht, daß der König meuchelmörderisch angefallen worden, beinahe in Verzweiflung. Die Mutter Aebtissin, denn so kann man diejenige nennen, welche die Oberaufsicht über den Hirschpark hatte, wurde den außerordentlichen Schmerz gewahr, dem das Mädchen unterlag, und fragte es so glücklich aus, daß dieses ihr gestand, es wisse, daß der polnische Herr der König von Frankreich wäre. Es gestand sogar, daß es in seinen Taschen gekramt und zwei Briefe hervorgezogen hatte, von denen der eine vom König von Spanien und der andere vom Grafen Broglie wäre. Das Mädchen wurde tüchtig ausgescholten, und man rief den ersten Kammerdiener, Lebel, der im Hause alles veranstaltete. Dieser nahm die Briefe und trug sie zum König, welcher sehr verlegen wurde eine so wohl unterrichtete Person wiederzusehen. Das Mädchen hatte nun gemerkt, daß der König heimlich kam um ihre Genossin zu sehen, und daß sie verlassen war; sie lauerte auf seine Ankunft und in dem Augenblick wo er mit der Aebtissin die sich jedesmal wieder zurückziehen mußte, eintrat, stürzte sie plötzlich und ganz ausser sich in das Zimmer ihrer Nebenbuhlerin. Sie warf sich vor dem König auf die Knie und rief: Sie sind der König des ganzen Königreichs, aber nichts würde das für mich seyn, wenn Sie es nicht meines Herzens wären; verlassen Sie mich nicht, theuerster Sire, ich habe geglaubt, närrisch zu werden, als Sie beinahe ermordet worden wären. „Sie

sind es noch" rief die Aebtissin aus. Der König umarmte sie, und das schien sie zu beruhigen. Es gelang endlich sie aus dem Zimmer zu bringen und einige Tage nachher führte man diese Unglückliche in eine Irrenanstalt, wo sie mehrere Tage wie eine Geistesverwirrte behandelt wurde. Sie wußte aber recht wohl, daß sie es nicht, und der König wirklich ihr Liebhaber gewesen war. Diese beklagenswürdige Geschichte wurde mir von der Aebtissin erzählt, während ich, zur Zeit jener Niederkunft, von der die Rede war, mit ihr in nähere Verbindung kam, die ich aber weder vorher hatte, noch nachher unterhielt.

Ich komme wieder auf meine Geschichte zurück: Madame sagte mir: „Leiste der Wöchnerin immer Gesellschaft, daß keine Fremden und nicht einmal die Leute des Hauses mit ihr reden. Du wirst immer sagen, daß es ein sehr reicher polnischer Prinz sey, der sich wegen seiner Verwandten, der Königin, die sehr fromm ist, verberge. Du wirst in dem Hause eine Amme finden, der das Kind übergeben wird, und das Uebrige besorgt dann Guimard. In die Kirche wirst du als Zeuge mitgehen, und man muß die Sache so veranstalten, wie es ein guter Bürger thun würde. Man glaubt daß dies Mädchen in fünf oder sechs Tagen niederkommen wird; du wirst mit ihr speisen und sie so lange nicht verlassen als bis sie im Stande ist nach dem Hirschpark zurückzukehren, was, wie ich voraussetze, wohl in vierzehn Tagen geschehen kann, ohne daß sie dabei sich einer Gefahr aussetzt." Ich begab mich noch am nämlichen Abend nach St. Cloud, wo ich die Aebtissin und Guimard fand, der jedoch sein blaues Kleid nicht anhatte. Außer diesen waren noch da, ein Aufseher, eine Amme, zwei alte Bediente und ein Mädchen, das den Magd und Kammerjungfer-Dienst versah. Das junge Mädchen hatte ein sehr hübsches Gesicht, und war

sehr elegant gekleidet. Ich speiste mit ihr, und der Aebtissin welche sich Frau Bertrand nannte, zu Nacht. Noch vor dem Essen hatte ich ihr den Demantstrauß übergeben, welcher ihr eine außerordentliche Freude machte, so daß sie recht heiter wurde. Frau Bertrand war Haushälterin des Herrn Lebel gewesen, und war noch seine Vertraute. Das Mädchen unterhielt sich mit uns nach dem Essen und schien mir sehr naiv. Den andern Tag hatte ich eine besondere Unterredung mit ihr und sie fragte mich: „Wie befindet sich der Herr Graf?“ sie meinte damit den König. Es wird ihm nahe gehen nicht bei mir zu seyn, aber er ist gezwungen gewesen, eine große Reise anzutreten.“ Ich war ihrer Meinung. „Er ist ein schöner Mann, fuhr sie fort, und liebt mich von ganzem Herzen; er hat mir Einkünfte versprochen, aber ich liebe ihn ohne Interesse, und wenn er wollte, ich würde ihm in sein Polen folgen.“ Darauf sprach sie mir von ihren Eltern und von Lebel, den sie unter dem Namen Durand kannte. „Meine Mutter, sagte sie mir, war Spezereihändlerin und mein Vater war auch ein ganzer Mann, denn er gehörte zu den six corps und das ist, wie man weiß, das Beste, und zweimal hat er geglaubt, Schöppe zu werden.“ Ihre Mutter hatte nach dem Tode ihres Vaters bankerot gemacht, aber der Herr Graf war ihr zu Hülfe gekommen und hatte ihr einen Vertrag auf 1500 Livres Einkünfte und 6000 Franken baar Geld gegeben. Nach etwa sechs Tagen wurde sie entbunden, und nun sagte man ihr, auf mein Geheiß daß sie eine Tochter geboren habe, ob es gleich ein Sohn war, und bald nachher sollte man ihr auch sagen, daß ihr Kind gestorben wäre, damit auf eine gewisse Zeit keine Spur mehr von seiner Existenz bliebe; später würde man es der Mutter wieder geben. Der König gab jedem seiner Kinder 10, oder 12,000 Livres jährliche Einkünfte. Diese Kinder beerbten einander und

sechs oder acht waren schon davon gestorben. Ich kehrt zu meiner Gebieterin zurück, an die ich täglich durch Guimard geschrieben hatte. Den Tag darauf hieß mich der König ins Zimmer kommen und ohne mir ein Wort über das, was ich gethan hatte zu sagen, gab er mir eine sehr große goldene Dose worin zwei Rollen, jede mit 25 Louis. d'or waren. Ich machte meine Danksagung und empfahl mich. Meine Gebieterin machte mir viele Fragen über das Mädchen und lachte sehr über die Naivitäten und über alles das, was sie mir von dem polnischen Prinzen gesagt hatte. „Er ist der Prinzessin überdrüssig, und ich glaube, daß er in zwei Monaten für immer nach Polen abreisen wird, — Und das Mädchen fragte ich? — Wird in die Provinz verheirathet werden mit einer Aussteuer von höchstens 40.000 Thaler und einigen Diamanten.“ Diese Begebenheit, welche mich in das Vertrauen des Königs zog, schien, weit entfernt mir mehr Beweise seiner Gnade zu verschaffen, ihn eher kälter gegen mich zu machen, weil er sich schämte mich von seinen geheimen Liebschaften unterrichtet zu wissen. Eben so setzten ihn auch die Dienstleistungen der Madame in Verlegenheit.

Der König hatte ausser seinen Neben-Maitressen im Hirschpark, auch sonst noch Abentheuer mit Damen von Paris oder vom Hof, welche ihm schrieben. Eine Frau von M . . . . elle, die Gattin eines jungen und liebenswürdigen Mannes im Besitz eines Vermögens von zweimalhunderttausend Livres jährlicher Einkünfte, wollte durchaus seine Mätresse werden. Es gelang ihr ihn zu sehen und der König, der ihren Reichthum kannte, war überzeugt daß sie ganz rasend in ihn verliebt war. Man kann nicht wissen, was noch geschehen seyn würde, wäre sie nicht gestorben. Madame war darüber in steter Sorge, und fand

sich nur durch den Tod dieser jungen Frau von ihrer Furcht befreit. Die Freundschaft meiner Gebieterin für mich wurde durch folgenden Umstand noch größer. Ein reicher Mann, der in den Unterpachten angestellt war, kam eines Tags ins geheim zu mir und sagte mir, daß er der Frau Marquise etwas sehr wichtiges mitzutheilen habe, aber daß es ihn in Verlegenheit setze sich ihr zu erklären, und er es vorzöge mich davon zu benachrichtigen. Ich versicherte ihn meiner Verschwiegenheit. „Daran zweifle ich nicht, und deßhalb wende ich mich an Sie.“ Darauf erzählte er mir, was ich schon wußte, daß er eine sehr schöne Frau habe in die er leidenschaftlich verliebt sey; daß er sie vor einiger Zeit getroffen hätte wie sie ein kleines Portefeuille küßte; er hätte sich bemüht dies in die Hände zu bekommen, da er sich wohl einbildete, daß dahinter ein Geheimniß seyn müßte. Er hätte ihr aufgelauert und wie sie einmal plötzlich zu ihrer Schwester gerufen wurde, welche eben entbunden worden war und ein Stockwerk höher im Hause wohnte, hätte er die Zeit gehabt, das Geheimniß der Brieftasche zu finden und wäre nicht wenig erstaunt gewesen das Portrait des Königs darin zu finden und in dem andern Theile der Brieftasche einen sehr zärtlichen Brief von dem König. Diesen Brief hätte er abgeschrieben so wie auch einen von ihr, worin seine Frau den König inständig bittet, ihr das Vergnügen zu verschaffen ihn zu sehen; daß sich das Mittel darzu darböte, wenn sie nach Versailles käme, und dort maskirt auf den Ball in die Stadt gehen würde, wohin der König sich auch maskirt begeben könnte. Ich gab Herrn von *** die Versicherung, daß ich die Frau Marquise davon unterrichten wollte, welche gewiß sehr dankbar für dieses Vertrauen seyn würde. Er bemerkte mir noch sehr eifrig: „Sagen Sie der Frau Marquise, daß meine Frau sehr viel Verstand hat und sehr

intrigant ist. Ich bete sie an und würde in Verzweiflung seyn, wenn man sie mir entrisse." Ich verlor keinen Augenblick, meine Gebieterin davon zu unterrichten, ihr den Brief zuzustellen, und sie auf das verlangte Rendezvous aufmerksam zu machen. Sie schien darüber sehr ernsthaft und nachdenkend zu werden und später habe ich erfahren, daß sie sich mit dem Polizei-Lieutenant Herrn Berrier berathen hat, der auch ein sehr einfaches aber sehr geschickt ausgedachtes Mittel fand, um diese Dame zu entfernen. Noch am nämlichen Abend, es war Sonntags, wo gewöhnlich der Polizei-Lieutenant nach Versailles kommt, verlangte er den König zu sprechen. Diesem sagte er, wie er es für seine Pflicht hielte, ihn zu benachrichtigen, daß eine Dame in Paris ihn compromittirte; daß man ihm die Abschrift eines Briefes zugestellt hätte, den man von Sr. Maj. geschrieben glaubte. Er übergab dem König diese Abschrift, welcher beim Ueberlesen derselben ganz roth wurde, und sie dann im Zorn zerriß. Herr Berrier setzte noch hinzu, daß man sage diese Dame solle mit ihm eine Zusammenkunft auf dem Balle zu Versailles haben, und in dem nämlichen Augenblick wollte es der Zufall, daß man dem König den Brief der Dame überbrachte, welcher diese Bitte enthielt. Herr Berrier glaubte dies wenigstens, weil der König während des Lesens ganz erstaunt war und sagte: „Man muß gestehen, der Herr Polizei-Lieutenant ist sehr gut unterrichtet. „Ich glaube, fügte Berrier hinzu, Ew. Maj. sagen zu müssen, daß man diese Dame für sehr intrigant hält. „Vielleicht nicht mit Unrecht, erwiederte der König." Dieses Abentheuer wurde so in der Wurzel erstickt, ohne daß Madame Antheil daran zu haben schien. Nichts fürchtete der König so sehr als Schwätzereien, und er glaubte, daß sein Brief in ganz Paris umherlief. Herr Berrier ließ der Dame aufpaßen, die aber nicht nach Versailles ging. Madame

theilte mir dies alles wieder mit. Der Gatte jener Dame wurde zwei oder drei Jahre nachher General-Pächter und Madame ließ mir sechstausend Franken auf seine Stelle geben, mit der Bedingung, daß ich sie nie verlassen wollte.

Meine Gebieterin hatte bei allem Glanze und Größe viel Unruhe durchzumachen. Sie erhielt oft anonyme Briefe, worin man sie zu vergiften oder zu ermorden drohte; was sie aber am meisten quälte, war die Furcht von einer Nebenbuhlerin ausgestochen zu werden. Nie habe ich sie in einem größern Kummer gesehen als eines Abends, wie sie aus dem Salon von Marly nach Hause kam. Zornig warf sie ihren Mantel und ihren Muff hin und entkleidete sich mit einer ausserordentlichen Lebhaftigkeit. Nachdem sie ihre andern Frauen weggeschickt hatte, sagte sie mir: „Ich glaube nicht, daß irgend Jemand die Unverschämtheit der Frau von Coislin übertrifft. Diesen Abend war ich an einem Spieltische mit ihr, und du kannst mir nicht glauben was ich ausgestanden habe. Herren und Damen schienen einander abzulösen, um uns zu beobachten. Frau von Coislin hat wohl zwei oder dreimal und auf die beleidigendste Weise gesagt va tout, und mich dabei betrachtet, ich habe geglaubt umsinken zu müssen, als sie mit einem triumphirenden Tone ausgerufen hat, ich habe brélan der Könige. Ich wünschte nur du hättest ihre Verbeugung gesehen, wie sie mich verlassen hat. — Und der König fragte ich, war er denn sehr freundlich mit ihr? — Du kennst ihn nicht meine Liebe, wenn er sie diesen Abend in meinem Appartement fände, so würde er sie vor aller Welt kalt und mich dagegen mit der größten Freundschaft behandeln. Nach Verlauf einiger Monate, so lange dauerten die Beunruhigungen meiner Gebieterin, sagte sie mir: „Diese stolze Marquise hat ihren Zweck verfehlt; sie hat den König durch

ihre Vornehmthuerei erschreckt, und nicht aufgehört Geld zu verlangen, und Du weißt daß der König ohne zu überlegen, eine Million unterzeichnen, aber kaum hundert Louisd'or aus seinem kleinen Schatze gegen würde. Lebel, der mich lieber als eine Neue auf meinem Platze sieht, hat, aus Zufall oder Plan, eine kleine hübsche Sultanin in den Hirschpark gebracht, und diese hat den König so lebhaft beschäftigt, daß er gegen die stolze Vasty ein wenig erkaltet ist. — ******* hat Diamanten, hunderttausend Franken und eine Domaine bekommen. Jannette *) hat mir bei dieser Gelegenheit große Dienste geleistet, indem er dem König die Auszüge zeigte über das Aufsehen, welches die Gunst der Frau von Coislin errege. Der König war betroffen über den Brief eines alten Parlamentsraths, von seiner Partei, der einem seiner Freunde meldet: Es ist nicht mehr als billig, daß der König eine Freundin, eine Vertraute habe, so wie wir andern alle auch, wenn es uns gefällt; aber es ist zu wünschen, daß er die behalte, die er einmal hat, sie ist sanft, thut niemand etwas zu Leide, und ihr Vermögen ist gemacht. Die von der man spricht wird allen Stolz haben, den eine hohe Geburt nur eingeben kann. Man wird ihr, weil sie sehr verschwenderisch seyn soll, jährlich eine Million geben und alle ihre Verwandten zu Herzogen, Gouverneurs in den Provinzen und zu Marschällen machen müssen, welche am Ende den König umgeben, und seine Minister zittern machen werden. Madam hatte einen Auszug dieses Briefes durch Jannette bekommen, welcher das ganze Vertrauen des Königs besaß. Er hatte nicht ermangelt die Mienen, welche der König bei Durchlesung dieses Briefes gemacht hatte, zu beobachten, und er

---

*) Post-Intendant.

sah, daß dieser die Wahrheit der Vernunft Gründe, des Parlamentsraths, welcher kein Tadelsüchtiger war, fühlte. Madame sagte mir einige Zeit nachher „die stolze Marquise hat sich betrogen wie Mlle. Deschamps, sie ist abgewiesen." Madame hatte zuvor andere Besorgnisse: Eine Verwandte der Frau von Estrades, welche an den Marquis von C***** verheirathet war, hatte dem Könige sehr auffallende Avancen gemacht, und es brauchte nicht so viel bei einem Manne, welcher sich mit Recht für den schönsten des Königreiches hielt, und König war. *) Er war fest überzeugt, daß jede Frau dem geringsten Verlangen, welches er zu zeigen beliebte, nachgeben würde, und fand es daher ganz einfach, daß man ihn liebte. Herr von Stainville **) hatte viel dazu beigetragen, den Erfolg dieser Intrige zu verhindern, und bald darauf wurde die Marquise von C*****, welche zu Marly von ihren Verwandten in ihren Zimmern eingeschlossen gehalten wurde, mit einem jungen Menschen auf einem Gange überrascht, nachdem sie durch eine Garderobe entwischt war, um sich bei diesem Rendezvous einzufinden. Der Gesandte von Spanien, welcher gerade aus seinen Zimmern gieng, und mit Fakeln voranleuchten ließ, wurde Augenzeuge dieser Zusammenkunft. Frau von Estrades that, als ob sie nichts von dieser Intrige wüßte, und fuhr fort, Verrath im Herzen, bei Madame zu leben, als wenn sie sie zärtlich liebte. Sie war die Spionin des Herrn von D'Argen-

---

*) Die Gräfin von Estrades war durch die Frau von Pompadour an den Hof gezogen worden. Ins geheim diente sie dem Grafen d'Argenson, und dieser Minister erfuhr durch sie alles was am Hofe vorgieng und bezahlte ihre Undankbarkeit und ihre Untreue sehr freigebig.

**) Später Herzog von Choiseul.

son, im Cabinette und bei Madame; konnte sie nichts entdecken, so erfand sie irgend etwas um sich bei ihrem Geliebten geltend zu machen. Diese Frau von Estrades lebte einzig von der Güte der Madame, und so häßlich sie auch war, suchte sie ihr doch den König abwendig zu machen.

Eines Tages als der König zu Choisy ein wenig mehr getrunken hatte, welches wie ich glaube das einzige mahl war, daß ihm dieses begegnete, stieg er in eine große schöne Barke wohin ihn Madame weil sie an einer Indigestion litt, nicht begleiten konnte. Frau von Estrades lauerte auf diese Gelegenheit, sie stieg in die Barke, und als es auf dem Rückwege Nacht geworden war, folgte sie dem Könige in ein geheimes Cabinett, wo sie dem Könige den man auf einem Ruhbette schlafend glaubte, mehr als auf halbem Wege entgegen kam.

Den Abend erzählte sie der Madame, daß sie in Geschäften in das Cabinett gegangen wäre. Der König sey ihr aber gefolgt, und habe ihr Gewalt anthun wollen. Sie konnte sagen was sie wollte, der König wußte weder was er gesagt, noch was er gethan hatte. Ich werde nun diesen Gegenstand mit der Geschichte eines Mädchens beendigen.

Ich war eines Tages in dem Stadttheater zu Compiegne gewesen. Nach vielem Nachfragen über das Stück, erkundigte sich Madame auch ob es voll gewesen wäre und ob ich dort nicht ein sehr schönes Mädchen gesehen hätte. Ich antwortete ihr, daß wirklich in der Loge neben mir ein junges Mädchen von allen jungen Leuten des Hofes umgeben gewesen sey, sie lächelte und sagte zu mir: „Es ist Mlle. Dorothee; sie war diesen Abend beim

Souper des Königs, und wird morgen auf die Jagd gehen; du bist erstaunt mich so unterrichtet zu sehen, und ich weiß selbst noch mehr; sie wurde von einem Gascognier, Namens Dubarré oder Dubarri, welcher der schlechteste Mensch von ganz Frankreich ist, hieher gebracht. Er gründet seine Hoffnungen auf die Reitze des Fräulein Dorothea in der Meinung, der König werde ihnen nicht widerstehen können. Sie ist wirklich sehr schön, man hat sie mir in meinem kleinen Garten gezeigt, wo man sie unter dem Vorwande, einen Spaziergang zu machen, hingeführt hatte. Sie ist die Tochter eines Wasserträgers aus Straßburg und ihr theurer Geliebter verlangt zum Anfange als Minister in Kölln ernannt zu werden." Könnte wohl Madame durch ein solches Geschöpf beunruhigt werden? „Es ist alles möglich, antwortete sie mir, aber ich glaube nicht, daß der König es wagen würde ein solches Aufsehen zu erregen, und glücklicherweise hat auch Lebel zu Beruhigung seines Gewissens dem Könige gesagt, daß der Geliebte der Dorothea von einem häßlichen Uebel befallen sey, und hinzugesetzt „Euer Majestät würden hievon nicht so leicht, wie von der Drüsengeschwulst geheilt werden." Es bedurfte nicht weiter, um dieses Mädchen zu entfernen.

Während jedermann Sie beneidet, bedaure ich Sie recht sehr Madame, sagte ich eines Tages zu meiner Gebieterin; Ach! antwortete sie mir, mein Leben ist wie das des Christen, ein ewiger Kampf. So war es nicht mit jenen, welche die Gunst Ludwigs XIV. zu gewinnen wußten, Madame de la Valliere ließ sich von der Frau von Montespan betrügen. Aber dies ist ihre eigene Schuld, oder vielmehr die Frucht ihrer Güte. In der ersten Zeit hatte sie gar keinen Verdacht, weil sie ihre Freundin nicht treulos glauben

konnte. Frau von Montespan wurde von Frau von Fontanges verdrängt und Frau von Maintenan nahm ihren Platz ein. Aber ihr Stolz und ihre Laune hatten den König von ihr entfernt. Uebrigens hatte sie keine Nebenbuhlerinnen, wie ich habe, aber auf deren Gemeinheit beruht meine Sicherheit; ich habe übrigens nichts als Untreue zu befürchten, und die Schwierigkeit, Gelegenheit zu finden, sie vorübergehend zu machen. Der König liebt die Veränderung; es hält ihn aber auch Gewohnheit zurück, er fürchtet alles Aufsehen und haßt die Ränkemacherinnen. Die kleine Marschallin sagte mir eines Tages ihre Treppe hat der König gern, er ist gewohnt sie hinauf und hinabzusteigen; fände er aber eine andere Frau mit der er von seiner Jagd oder seinen Geschäften sprechen könnte, so würde es ihm nach drei Tagen ganz gleichgültig seyn.

Ich schreibe auf gut Glück, ohne Ordnung noch Tageszahl, wie es mir mein Gedächtniß eingiebt und ich will nun von dem Abbé von Bernis sprechen, weil er ein so guter Mensch war und mich sehr freundschaftlich behandelte. Eines Tages, als Madame gerade mit dem Anziehen fertig geworden war, verlangte sie der Graf von Noailles allein zu sprechen; ich gieng hinaus, der Herr Graf sah im Hineingehen sehr bestürzt aus, und da nur eine Thüre zwischen uns war, hörte ich folgende Unterredung. „Es hat sich so eben etwas ereignet, sagte er zu Madame, was ich dem König nothwendig anzeigen muß; da es aber einen Ihrer Freunde betrifft, den ich außerordentlich liebe und achte, so hielt ich es für meine Pflicht, Sie zuvor davon zu benachrichtigen. Der Abbé Bernis hat diesen Morgen Lust bekommen, zu jagen und gieng mit drei oder vier seiner Leute, welche alle Flinten trugen, aus und jagte in dem kleinen Park, wohin selbst der

Dauphin nicht gehen würde, ohne den König zuvor um Erlaubniß zu bitten. Die Aufseher die sich wunderten, schiessen zu hören, liefen herzu, und waren sehr erstaunt, den Herrn von Bernis anzutreffen. Sie fragten höflich nach seiner Erlaubnißkarte, erstaunt aber zu sehen, daß er keine hatte, baten sie ihn das Jagen einzustellen, indem sie ihm bemerkten, daß es eigentlich ihre Pflicht wäre ihn fest zu halten, daß sie mir aber, als dem Jagdhauptmann von Versailles sogleich von dem Vorgefallenen Anzeige machen würden. Ferner sezten sie hinzu, daß der König die Schüsse gehört haben müsse und baten ihn sich zu entfernen. Der Abbé hat sich mit seiner Unwissenheit entschuldigt und versichert, daß ich ihm die Erlaubniß gegeben hätte. Sie sagten aber: „der Herr Graf hätte dieses nur an viel entfernteren Orten und nur im größeren Thiergarten erlauben können. Der Herr Graf von Noailles rühmte hierauf seinen Eifer, Madame zuerst von Allem benachrichtigt zu haben, worauf ihm diese denn sagte, er möchte ihr die Sorge überlassen den König von dem Geschehenen in Kenntniß zu setzen und ihn bat, nicht davon zu sprechen. Herr von Marigni, welcher dem Abbé nicht geneigt war, kam Abends zu mir und ich stellte mich, als ob ich diese Geschichte erst von ihm erführe. „Er muß den Kopf verloren haben, um unter den Fenstern des Königs zu jagen" sagte er und verbreitete sich weitläufig über die vornehmen Manieren, die er sich gebe. Madame richtete die Sache so gut als möglich ein, aber der König war sehr aufgebracht; nachdem der Abbé in Ungnade gefallen war, sagte er wohl zwanzigmal, wenn er in die Gegend kam: „Hier sind die Belustigungsorte des Herrn Abbé." Der König hatte nie Gefallen an ihm gefunden und nach seiner Ungnade sagte mir Madame einmal Nachts wo ich an ihrem Krankenbette wachte, daß sie gleich nach Verlauf von acht Tagen seines Amts-Antritts

eingesehen hätte, daß er für diese Stelle nicht tauge.“ „Wenn der scheinheilige Bischof, setzte sie, von dem Bischofe von Mirepoix sprechend, hinzu, den König nicht abgehalten hätte, ihm eine Pension von 2,000 Thalern zu geben, so wäre er nie Gesandter geworden, ich hätte ihm später eine Rente von einigen 20,000 Franks verschafft, vielleicht auch die Königl. Kapelle; er wäre glücklicher gewesen, und ich hätte ihn nicht zu bedauern gehabt.“

Ich nahm mir die Freiheit, ihr zu erwiedern, daß ich dieß nicht glaubte, daß er genug übrig habe, was man ihm nicht nehmen werde, daß seine Verbannung zu Ende gehen und er noch Cardinal mit einer Rente von 200,000 Franks werden würde. „Das ist wahr aber ich denke mir seinen Gram, den er gehabt haben muß, und seinen Ehrgeitz, der ihn verzehrt; endlich beklage ich auch mich, denn ich hätte seine Gesellschaft genossen, und mit einem liebenswürdigen alten Freunde gealtert, wenn er nicht Minister geworden wäre. Der König schickte ihn im Zorne fort und hatte Lust, ihm den Cardinals-Hut nicht zu geben. Herr Quesnay sagte mir einige Zeit nachher; daß er ein Memoire eingegeben hatte, um zu erweisen, daß in den schwierigen Zeiten ein Vereinigungspunkt (dieß war sein Ausdruck) zum Besten der Geschäfte nöthig wäre in dem alles zusammentreffe. Madame wollte das Memoire nicht übernehmen, aber er bestand darauf, obschon sie ihm gesagt hatte, er werde sich zu Grunde richten. Der König warf die Augen darauf und wiederholte „Vereinigungspunkt das heißt nämlich so viel, als er will erster Minister seyn.“ Madame entschuldigte ihn und sagte, es könnte ja der Marschall von Belle-Ißle damit gemeint seyn. Wird er nicht Kardinal werden? sagte der König, das ist eine schöne Schlauheit; er weißt wohl daß die Minister durch seinen Rang gezwungen seyn wür-

den, sich bei ihm zu vereinigen und der Herr Abbé wird der Vereinigungspunkt seyn. Wenn ein Cardinal im Rathe ist, so wird er am Ende der Chef desselben. Ludwig XIV. wollte aus dieser Ursache niemals den Kardinal Janson, den er sehr achtete, darin aufnehmen. Der Cardinal Fleury hat mir dasselbe gesagt. Er wünschte einigermassen, den Cardinal Tencin zum Nachfolger zu haben, aber dessen Schwester war so intrigant, daß der Cardinal Fleury mir rieth, hierin nichts zu thun, und ich benahm mich auf eine Art, die ihm alle Hoffnung nahm und die anderen eines Bessern belehrte. Herr von Argenson hatte mich aber durchschaut, und hatte am Ende gar keine Rücksicht mehr für ihn." So hat sich der König darüber ausgesprochen und mein Freund Quesnay, welcher, nebenher sey es bemerkt, wie jedermann sagt, ein großes Genie und ein sehr lustiger Mann war, hat mir es anvertraut. Er unterhielt sich gerne mit mir vom Lande, ich war dort erzogen, und er ließ mich von den Kräutern der Normandie und des Poitou, von dem Reichthume der Pächter, und vom Ackerbau sprechen. Er war der beste Mann von der Welt und weit entfernt von jeder Intrige. Er war bei Hofe vielmehr damit beschäftigt, welches die beste Art, das Land zu bebauen sey, als mit Allem, was dort vorgieng. Der Mann, den er am meisten achtete, war der Parlaments-Rath, Herr de la Rivière, der Intendant auf Martinique gewesen ist. Er betrachtete ihn als einen Mann vom größten Genie und hielt ihn für den einzigen, welcher im Stande sey, die Finanzen zu verwalten.

Die Gräfin von Estrades, die alles was sie war, allein meiner Gebieterin zu verdanken hatte, war nur damit beschäftigt, ihr Unannehmlichkeiten zu verursachen und war geschickt genug, die Beweise davon zu entfernen;

aber sie konnte nicht verhindern, daß man Verdacht auf sie hatte. Ihre innige Verbindung mit dem Herrn von Argenson erweckte das Mißtrauen der Madame, und seit einiger Zeit war sie zurückhaltender gegen sie; aber sie that etwas, das den König und Madame mit Recht erzürnte. Der König, welcher viel schrieb, richtete einen langen Brief an sie, in welchem er von einer Versammlung der Stände im Parlamente sprach, und hatte einen Brief des Herrn Berrier beigelegt; Madame war krank und legte diesen Brief auf einen kleinen Tisch nahe an ihrem Bette. Herr von Gontaut kam und sprach gewöhnlich Albernheiten, auch Frau von Ablimont kam, blieb aber sehr kurze Zeit. Gerade als ich fortfahren wollte vorzulesen, worin ich gestört worden war, kam Frau von Estrades, gieng an das Bett zu Madame, sprach einige Zeit mit ihr und entfernte sich dann. Madame, die mich rufen ließ, fragte mich, wie viel Uhr es sei, und sagte zu mir: Der König wird gleich kommen, lasse die Thüre verschließen. Als ich wieder hereingieng, sagte mir Madame, ich möchte ihr den Brief des Königs geben, welcher nebst einigen Papieren auf dem Tische liege, ich gab ihr diese und sagte, daß sonst nichts da sei. Es beunruhigte sie sehr, den Brief des Königs nicht finden zu können, und nachdem sie die Personen aufgezählt hatte, die hereingekommen waren, meinte sie „weder die kleine Gräfin noch Gontaut können den Brief des Königs genommen haben und es ist vielleicht niemand anders, als die Gräfin von Estrades, und wahrhaftig das wäre zu stark. Der König kam, wurde sehr zornig, wie mir Madame sagte, und zwei Tage nachher verbannte er Frau von Estrades, die gewiß den Brief genommen hatte, weil sie die Schrift des Königs ohne Zweifel neugierig gemacht hatte. Diese Begebenheit war dem Herrn von Argenson äußerst unangenehm, welcher ihr, wie Ma-

dame sich äußerte, aus Liebe zur Intrigue zugethan war. Der Haß dieses Ministers gegen Madame wurde hierdurch verdoppelt und letztere beschuldigt ihn, die Verbreitung einer Schmähschrift begünstigt zu haben, worin sie als eine alte Maitresse dargestellt wurde, die zu dem häßlichen Geschäfte ihrem Liebhaber neue Gegenstände zu verschaffen heruntergesunken ist. Man bezeichnete sie als Oberaufs.herin des Hirschparks, von dem man sagte, er koste Millionen. Madame suchte einige Schwächen des Königs zu verbergen, hatte aber niemals irgend eine von den Sultaninnen dieses Serails gekannt, übrigens waren gewöhnlich nur zwei und sehr oft nur eine dort. Wenn sie heiratheten, bekamen sie einen Schmuck und einige 100,000 Franken, zuweilen stand der Hirschpark wohl auch fünf bis sechs Monate hintereinander ganz leer.

Ich wunderte mich eine Ehrendame der Königin, die Herzogin von Luynes seit einiger Zeit ins geheim zu Madame kommen zu sehen, dann kam sie ohne es zu verheimlichen, und eines Abends, als sich Madame bereits zu Bette begeben hatte, rief sie mich und sagte mir „Du wirst dich recht freuen meine Liebe, die Königin giebt mir eine Stelle als Pallast-Dame, morgen werde ich ihr vorgestellt und muß mich daher recht schön anziehen.“ Ich wußte, daß der König sich nicht so hierüber freute wie sie, er fürchtete, daß es Aufsehen erregen und daß man glauben werde, er habe die Königin zu dieser Ernennung gezwungen. Allein es war nicht so, man stellte dieser Prinzessin es als eine heroische Handlung vor, alles Vergangene zu vergessen, daß alles Anstößige aufhöre, wenn man Madame einen ehrenvollen Posten bei Hofe einnehmen sehen werde, und diß der beste Beweis sey, daß nur noch ein freundschaftliches Verhältniß zwischen dem Könige und seiner Geliebten bestehe. Die Kö-

nigin empfieng sie sehr gut. Die Andächtler hofften, einen Schutz in Madame gefunden zu haben, und sangen einige Zeitlang ihr Lob. Mehrere Freunde des Dauphins, der Chevalier du May ausgenommen, machten Madame ihren Hof und einige wurden befördert. Der König hatte die größte Verachtung für sie und wenn er ihnen etwas gestattete, so geschah es mit Widerwillen.

Eines Tages sagte er von einem Mann, von hoher Geburt, welcher Garde-Hauptmann zu werden wünschte: „Der ist ein doppelter Spion, der von zwei Seiten her bezahlt werden würde. Zu jener Zeit habe ich Madame am zufriedensten gesehen. Die Frommen kamen ohne Scrupel zu ihr, und vergaßen sich selbst bei dieser Gelegenheit nicht; Frau von Lå . . hatte das Beispiel gegeben. Der Doctor Quesnay lachte über diese Veränderung der Scene uud machte sich auf Kosten der Frommen lustig. Sie sind indessen doch consequent, sagte ich ihm, und können es aufrichtig meinen. Ja antwortete er, aber dann müssen Sie nur nichts verlangen. Eines Tages war ich bei dem Doctor Quesnay, während Madame in der Comedie war. Der Marquis von Mirabeau kam hin, die Conversation war Anfangs langweilig für mich, denn man sprach nur von dem reinen Ertrage; endlich kam man auch auf andere Dinge zu sprechen.

— Mirabeau sagte: Ich finde den König übelaussehend, er altert. — Das wäre schlimm, sehr schlimm und der größte Verlust für Frankreich, wenn er jetzt stürbe, erwiederte Quesnay indem er die Augen gen Himmel schlug und tief auffeufzte. — Ich zweifle nicht, sagte Mirabeau, daß Sie den König, und mit Recht, sehr lieben; ich liebe ihn auch, aber ich habe Sie nie so leidenschaftlich gesehen. — Ach! antwortte Quesnay, ich denke an das was

folgen würde. — Nun der Dauphin ist ja tugendhaft. — Ja, und voll guter Absichten; er hat Verstand, aber die Scheinheiligen würden eine unumschränkte Gewalt über einen Prinzen haben, der sie wie Orakel betrachtet. Die Jesuiten werden den Staat regieren, wie gegen das Ende Ludwigs XIV; und Sie werden den fanatischen Bischof von Verdun als ersten Minister, und La Vauguyon unter irgend einem andern Titel, höchst mächtig sehen. Die Parlamente werden sich dann nur zu halten haben, sie werden nicht besser behandelt werden als meine Freunde die Philosophen. — Diese gehen aber auch zu weit, sagte Mirabeau, warum greifen sie die Religion so öffentlich an? — Das gestehe ich ein, aber wie kann man nicht über den Fanatismus anderer aufgebracht seyn und sich nicht all des Blutes erinnern, das seit zweihundert Jahren geflossen ist? — Man muß sie also nicht von neuem reitzen und in Frankreich nicht die Zeit der Marie in England herbeiführen. — Was aber geschehen ist, ist geschehen, und ich ermahne sie oft sich zu mäßigen: ich wünschte, das sie das Beispiel unsers Freundes Duclos befolgten. — Sie haben recht, antwortete Mirabeau, noch vor einigen Tagen hat er mir gesagt: diese Philosophen werden es so weit treiben, daß sie mich zwingen in die Vespern und in das Hochamt zu gehen. Aber wie gesagt, der Dauphin ist tugendhaft, und hat Geist. — Ich fürchte auch nur die erste Zeit seiner Regierung, versetzte Quesnay, wo man ihm die Unbedachtsamkeiten unserer Freunde mit dem größten Nachdruck vorstellen wird, wo die Jansenisten und Molinisten gemeinschaftliche Sache machen und in der Dauphine einen starken Schutz finden werden. Ich hatte geglaubt, daß Du Muy gemäßigt wäre und das Feuer der andern kühle, aber ich habe ihn sagen hören, daß Voltaire verdiente, zum Tode verur-

theilt zu werden. Seyn Sie überzeugt, mein Freund, daß die Zeiten des Johann Huß, des Hieronimus von Prag wiederkehren werden, aber hoffentlich werde ich dann todt seyn. Ich billige ganz, wie Voltaire den Pompignans zusetzt: der Marquis Bürger, würde, ohne diese Lächerlichkeiten, womit er ihn überhäuft hat, Lehrer der Kinder Frankreichs geworden seyn, und es in Verbindung mit seinem Bruder so weit getrieben haben, daß man Scheiterhaufen errichtet hätte. Es sollte Sie aber doch wegen des Dauphins beruhigen, sagte Mirabeau, daß dieser, aller Frömmigkeit Pompignan's ungeachtet, ihn lächerlich macht. Vor einiger Zeit als er ihm begegnet war, und ihn vor Stolz ganz aufgeblasen fand, sagte er einem, der mir es wieder erzählt hat: Freund Pompignan bildet sich ein, etwas zu seyn." Diese Unterhaltung habe ich gleich nach meiner Rückkehr zu Hause aufgeschrieben.

Eines Tags fand ich Quesnay ganz in Verzweiflung. „Mirabeau, sagte er zu mir, ist wegen seines Werkes über den Impost nach Vincennes gebracht worden. Die Generalpächter haben ihn angegeben und ihn festnehmen lassen; seine Frau muß heute der Frau von Pompadour einen Fußfall thun." Einige Augenblicke nachher, trat ich in das Zimmer zu Madame um ihre Toilette zu besorgen und der Doktor kam auch: „Sie werden, sagte ihm „Madame, über die Unannehmlichkeit ihres Freundes Mirabeau betrübt seyn; mir ist es auch leid denn ich habe „seinen Bruder sehr gern." Quesnay erwiederte: Ich bin „sehr entfernt ihn böser Absichten fähig zu halten, er liebt „den König und das Volk. — Ja, sagte sie, sein Menschenfreund macht ihm viele Ehre." In dem nämlichen Augenblick trat der Polizei-Lieutenant ein, und Madame fragte ihn, ob er das Buch des Herrn von Mira-

beau gelesen habe? — Ja, Madame, aber ich habe ihn nicht angegeben. — Was halten Sie davon? — Ich glaube, daß er einen großen Theil von dem, was er gesagt hat, in schonendern Ausdrücken hätte vorbringen können; gleich im Anfang sind unter andern die beiden Phrasen: Euer Majestät haben ungefähr zwanzig Millionen Menschen; nur mit Geld können Sie Dienste von ihnen erhalten und es ist nicht Geld genug da, ihre Dienste zu bezahlen. — Was, Doctor, das ist darin? — „Es ist nicht zu läugnen, dies sind die ersten Zeilen, und ich gestehe, daß sie unklug sind, aber beim Durchlesen dieses Werks, sieht man, daß er sich über das Erlöschen der Vaterlandsliebe beklagt, und daß er sie wieder anzufeuern wünschte.“ Der König trat ein und wir verließen das Zimmer und auf dem Tische des Doctors schrieb ich das auf, was ich eben gehört hatte. Später ging ich wieder zu Madame um ihren Anzug zu vollenden, und sie sagte mir: „Der König ist gegen Mirabeau sehr aufgebracht, aber ich habe versucht ihn zu besänftigen, und der Polizei-Lieutenant hat sich ebenfalls Mühe gegeben. Quesnay's Besorgnisse werden dadurch noch mehr verstärkt werden. Weißt Du, was er einmal gesagt hat? Der König hatte hier bei mir mit ihm gesprochen und der Doctor hatte so bestürzt ausgesehen, daß ich ihm, wie der König hinausgegangen war sagte: Sie sehen vor dem König so verlegen aus, und er ist doch so gut! Ich habe, war seine Antwort darauf, mein Dorf in einem Alter von vierzig Jahren verlassen, kenne die Welt wenig und gewöhne mich schwer an sie. Befinde ich mich mit dem König in einem Zimmer, so sage ich mir selbst: Dieser Mann da, kann dir den Kopf abhauen lassen und dieser Gedanke beunruhigt mich. — Aber sollten ihnen die Gerechtigkeit und Güte des Königs keine Sicherheit geben? — Das ist wohl recht gut wenn

es zum Urtheilen kommt, aber das Gefühl ist schneller und er flößt mir eine Furcht ein noch ehe ich mir alles Geeignete gesagt habe sie zu entfernen.„ Ich schrieb dies auf um es nicht zu vergessen und ließ mir die Worte wiederholen.

Ein anonymer Brief wurde an den König und an Madame gerichtet und da es nicht in der Absicht des Verfassers lag, daß er sein Ziel verfehle, so hatte er dem Polizei-Lieutenant eine Abschrift davon versiegelt zugeschickt, überschrieben: für den König; eine andere: an Frau von Pompadour, und noch eine an Herrn von Marigni. Dieser Brief machte auf Madame und auf den König einen großen Eindruck, aber einen noch größern glaube ich auf Herrn von Choiseul. Auf den Knien habe ich Herrn von Marigni gebeten, er möchte mich den Brief abschreiben lassen um ihn dem Doctor zeigen zu können. Hier ist er:

„Sire, ein eifriger Diener schreibt an Euer Majestät. Wahrheit ist immer bitter, hauptsächlich den Königen. An Schmeichler gewöhnt sehen sie alle Gegenstände nur in solchen Farben die ihnen gefallen. Viel habe ich gedacht und gelesen, und hier lege ich das Resultat meiner Betrachtungen Eurer Majestät vor. Man hat Sie gewöhnt unsichtbar zu seyn und Ihnen eine Schüchternheit eingeflößt, die Sie zu reden hindert: auf diese Weise ist also jede direkte Mittheilung zwischen dem Herrn und seinen Unterthanen unterbrochen. In dieser Zurückgezogenheit in Ihrem Pallaste, werden sie von Tage zu Tage den Kaisern des Orients ähnlicher; aber betrachten Sie jener Schicksal, Sire! "Ich habe Truppen,„ werden Eure Majestät sagen: das ist auch ihre Stütze; aber wenn man diese auf jene gründet und man gewis-

ermaßen nur König der Soldaten ist, so fühlen diese ihre Gewalt und mißbrauchen sie. Ihre Finanzen sind in der größten Unordnung und der größte Theil der Staaten sind durch diese Ursache untergegangen. Der patriotische Geist erhielt die ältern Staaten und vereinigte alle Classen zum Wohl eines Landes. In dieser Zeit ist das Geld zur Universal-Kraft geworden und Sie haben keines. Der Finanzgeist steckt alle Theile an und beherrscht den Hof; alles wird dann verkäuflich und alle Stände vermengen sich. Seit der Entlassung der Herren von Argenson und von Machault sind ihre Minister ohne Genie und ohne Fähigkeit. Sie allein, können eigentlich nicht über ihre Unfähigkeit urtheilen, weil Sie Ihnen die Arbeiten geschickter Beamten überbringen, die sie aber für ihre eigenen ausgeben. Man verwaltet in den Tag hinein, und es fehlt durchaus an dem Regierungsgeiste. Die Veränderungen, welche man im Militär vornimmt, erregen Widerwillen bei den Truppen und sind Veranlassung, daß vortreffliche Offiziere aus dem Dienste treten; ein anfrühreriſches Feuer entzündet die Gemüther der Parlamente; Sie entschlossen sich dazu sie zu bestechen, und das Mittel ist schlimmer als das Uebel. Das heißt das Laster in das Heiligthum der Gerechtigkeit einführen und die edlen Theile des Staats verpesten. Würde ein bestochenes Parlament der Wuth der Ligue getrotzt haben, um dem legitimen Souverain die Krone zu erhalten? In der Vergessenheit der Grundsätze Ludwigs XIV., der es als eine Gefahr erkannte, das Ministerium großen Herren anzuvertrauen, haben sie den Herrn von Choiseul dazu erhoben; aber das ist noch wenig, Sie haben ihm drei Ministerien gegeben, was bei weitem eine größere Last ist als die Stelle eines Premier-Ministers, weil dieser nur die Oberaufsicht hat und die Staats-Sekretärs mit den Details beauftragt sind. Das Publikum hat die-

sen glänzenden Minister durchschaut. Er ist nur ein Petit Maitre ohne Talent und ohne Wissen, der ein wenig Phosphorus in seinem Verstande hat. Eine der Aufmerksamkeit würdige Sache, Sire, ist auch der offene Krieg gegen die Religion. Es kann keine neuen Secten darin geben, denn der Glaube ist im allgemeinen zu erschüttert, als daß man sich noch mit der Verschiedenheit der Gesinnungen über einige ihrer Artikel beschäftigen sollte. Unter dem Vorwande die Menschheit aufzuklären untergraben die Encyclopädisten die Grundsäulen der Religion, alle Arten von Freiheit halten sich daran; die Philosophen und die Protestanten streben nach dem Republikanismus, so wie auch die Jansenisten. Die Philosophen greifen den Stamm des Baumes an, die andern einige Zweige; aber ihre Anstrengungen, ohne sich auf Verabredung zu gründen, werden ihn einst niederreißen. Reihen Sie dazu noch die Oekonomisten, die sich mit der politischen Freiheit beschäftigen, wie die andern mit der des Glaubens, so kann dies Gouvernement in zwanzig bis dreißig Jahren in allen seinen Theilen untergraben seyn und mit Getöse zusammenstürzen. Wenn Eure Majestät, betroffen über diese nur zu wahre Darstellung, mich um das Mittel fragen, so werde ich antworten, daß das Gouvernement zu seinen Principien zurückzuführen ist und vor allem sich beeifern muß den Zustand der Finanzen wiederherzustellen, den die Verlegenheiten, in welchen sich ein verschuldeter Staat befindet, führen neue Auflagen herbei, welche das Volk, nachdem sie es niedergedrückt haben reitzen und zum Aufruhr bringen. Ich werde antworten wie nothwendig es seyn würde, daß Eure Majestät Sich populärer machten, und ihre Zufriedenheit mit den Dienstleistungen oder Unzufriedenheit mit den Fehlern und Pflichtsvergessenheiten zu erkennen gäben, daß man endlich erfahre, wie Dienst-Erhebungen und Absetzungen

von Ihnen ausgehen; dann wird man Ihnen Dank für Ihre Gnade wissen und fürchten, sich Ihren Vorwürfen auszusetzen, man wird dann ein persönliches Gefühl für Sie haben, anstatt man das Gute oder Böse auf ihre Minister bezieht. Ein Beweis des natürlichen Vertrauens der Völker auf den König, ist der Ausruf: Ach wenn der König wüßte! sie glauben so gern daß er allem abhelfen würde, wenn er davon unterrichtet wäre. Aber welchen Begriff machen sie sich andrerseits von den Königen, die von allem unterrichtet seyn und über alles was vorgeht wachen sollen, die jedoch mit dem unbekannt sind, was ihnen zu wissen am wichtigsten seyn sollte, wenn sie ihrer Stellung entsprechen wollen? Rex König, regere, regieren, das sind die Worte, welche ihre Pflichten andeuten. Was würde man von dem Vater sagen, der sich der Sorgfalt für seine Kinder wie einer Last entledigte? Eine Zeit wird kommen Sire, wo die Völker sich aufklären werden, und diese Zeit ist vielleicht nahe . . . . . Ergreifen sie den Zügel des Staats halten Sie ihn mit fester Hand, und machen Sie, daß man nicht von Ihnen sage: Foeminas et scorta volvit animo, et haec principatus proemia putat: Frauen und leichtsinnige Gesellschaft erfüllen seine Seele und er hält das für das Kostbare der Königswürde.

„Ich werde fortfahren, Sire, wenn ich bemerke, daß meine aufrichtigen Fingerzeige irgend eine Veränderung hervorgebracht haben, ich werde in der ausführlichsten Schilderung mich einlassen; wenn nicht, so werde ich schweigen.

Man kann sich gar nicht vorstellen, wie viele solcher anonyme Briefe eingeschickt wurden. Man beeiferte sich entweder harte Wahrheiten oder empörende Lügen zu sa-

gen, um andern Personen zu schaden. Folgender Brief, lange nach dem obigen geschrieben, ist ein Beispiel davon Er betrifft Voltaire, welcher während seines Aufenthalts in Frankreich, sehr häufig am Hofe der Madame war.

„Madame,

Herr von Voltaire hat Ihnen kürzlich sein Trauerspiel den Tancred gewidmet. Dieß sollte eine Huldigung seyn, eingeflößt durch Hochachtung und Dankbarkeit; aber es ist eine Beleidigung, und Sie werden wie das Publikum urtheilen, wenn sie mit Aufmerksamkeit lesen; Sie werden finden, daß dieser große Schriftsteller sehr wahrscheinlich fühlt, der Gegenstand seines Lobes sei dieses nicht würdig, und sich deßhalb in den Augen des Publikums zu entschuldigen sucht. Das sind seine Worte: „Von Ihrer Kindheit an habe ich Grazien und Talente „sich entwickeln sehen. Zu jeder Zeit habe ich von Ihnen „Beweise einer immer gleichen Güte erhalten. Wenn „irgend ein Splitterrichter die Huldigung, „die ich Ihnen zolle, mißbilligen könnte, so „würde er nur ein undankbares Herz verrathen. Ich verdanke Ihnen viel, Madame, ich muß „es sagen."

„Was bedeuten im Grunde diese Phrasen, wenn man sie nicht erklären soll, daß Voltaire fühlt, man könnte auffallend finden, daß er sein Werk einer Frau dedicirt, welche das Publikum nicht eben für sehr schätzenswerth hält, und daß das Dankbarkeitsgefühl ihm dafür zur Ausrede dienen muß? Warum voraussetzen, daß diese Huldigung Tadler finden wird, während täglich solche Zueignungsschriften erscheinen, welche an Frauen ohne Namen oder Stand, oder an solche einer zu tadelnden Aufführung gerichtet, ohne daß jemand darauf Achtung giebt?

Marigni und Colin, der Intendant der Madame, so wie auch Quesnay fanden den anonymen Verfasser sehr bösartig, daß er Madame verwundete, und Voltaire schaden wollte; jedoch aber, daß er im Grunde Recht hatte. Von diesem Augenblicke an, war Voltaire in der Gunst der Madame und der des Königs verloren, und gewiß hat er nie die Ursache davon errathen können. Dem König, der alles bewunderte, was Beziehung auf das Jahrhundert Ludwigs XIV. hatte, war im Gedächtniß, daß Boileau und Racine am Hofe dieses Fürst en zugelassen waren und ihnen einen Theil des Glanzes seiner Regierung zugeschrieben wurde, und er schmeichelte sich unter der seinigen einen Voltaire zu haben; aber er fürchtete ihn und schätzte ihn nicht. Er konnte sich nicht enthalten zu sagen: „Uebrigens habe ich ihn behandelt, wie Ludwig XIV. den Racine und Boileau behandelt hat; ich habe ihm, wie Ludwig XIV. dem Racine, die Stelle eines ordentlichen Hofcavaliers und Pension gegeben, und es ist nicht meine Schuld wenn er Albernheiten begangen hat, und dann Ansprüche macht Kammerherr zu werden, einen Orden zu bekommen und mit dem König zu speißen. Das ist in Frankreich nicht Mode, und da wir noch ein wenig mehr Schöngeister und große Herren als in Preußen besitzen, so müßte ich eine sehr große Tafel haben, um sie alle zu vereinigen.“ Darauf fing er an an den Fingern herzuzählen: Maupertuis, Fontenelle, La Mothe, Voltaire, Piron, Destouches, Montesquieu, Cardinal von Polignac. — Ew. Majestät vergessen Alembert und Clairaut. — Und Crébillon, fuhr er fort und la Chaussée. — Crébillon, der Sohn, bemerkte Jemand, muß noch liebenswürdiger seyn, als der Vater; und dann ist auch noch der Abbé Prévôt, der Abbé von Olivet. — Nun! sagte der König, seit 25 Jahren hätten diese alle mit mir gespeist.“

Madame erzählte mir diese Unterhaltung, und ich schrieb sie mir Abends auf. Herr von Marigni sprach mit mir auch darüber und sagte: „Voltaire hat sich immer damit beschäftigt, Gesandter zu werden, und er hat während seines ersten Aufenthalts in Preußen alles mögliche gethan, damit man ihn für einen politischen Geschäftsträger halten soll.“

Das Volk hat die Nachricht, daß der König meuchelmörderisch angefallen worden sei, mit Ausbrüche von Wuth und dem höchsten Bedauern vernommen. Von den Zimmern meiner Gebieterin, hörte man es unter den Fenstern schreien. Ganze Schaaren liefen zusammen und Madame fürchtete gleiches Schicksal mit Frau von Chateauroux zu haben. Ihre Freunde kamen alle Augenblicke um ihr Nachricht zu bringen. Ihr Gemach war übrigens wie eine Kirche, wo jeder das Recht zu haben glaubte hineinzugehen. Unter dem Vorwande der Theilnahme kam man um zu sehen, wie sich Madame benähme, die aus einer Ohnmacht in die andere fiel, und unaufhörlich weinte. Der Doctor Quesnay verließ sie keinen Augenblick, und ich wich auch nicht von ihrer Seite. Herr von St. Florentin, der General-Controleur, und Herr Rouillé besuchten sie sehr oft; aber Herr von Machault kam nicht. Die Frau von Brancas war sehr oft bei ihr, und der Abbé von Bernis verließ sie nur um zu dem König zu gehen, und die Thränen standen ihm in den Augen, wenn er sie betrachtete. Der Doctor Quesnay besuchte den König fünf- bis sechsmal. „Es ist gar nichts zu befürchten, tröstete er Madame, jeder andere könnte auf den Ball gehen.“ Mein Sohn ging den andern Tag wie den zuvor, in das Schloß, um zu sehen, was sich dort zutragen würde, und er meldete uns, daß der Obersiegelbewahrer bei dem König wäre. Ich schickte ihn gleich wieder hin, damit er

erwarte, was dieser beim Herausgehen thun würde. Er kam auch nach einer halben Stunde ganz eilig zurück, um zu sagen, daß der Obersiegelbewahrer nach Hause zurückgekehrt, und von einer Menge Volks begleitet worden sei. Madame brach in Thränen aus, als ich ihr das erzählte, und sagte: Ist das ein Freund? Der Abbé von Bernis bemerkte, daß sie nicht gleich aburtheilen möchte, in einem Augenblick wie dieser sei. Eine Stunde nachher, kehrte ich wieder in den Salon zurück, als gerade Herr von Machault eintrat. Er ging vorüber mit seiner kalten und strengen Miene, und fragte mich: „Wie befindet sich Frau von Pompadour? .... Ach! das können Sie sich denken!“ Er trat in das Zimmer der Madame. Jedermann entfernte sich daraus, und er blieb eine halbe Stunde darin. Hr. v. Bernis kam zurück und Madame schellte; ich verfügte mich zu Madame und er folgte mir. Ich fand sie weinend: „Ich muß fort, mein lieber Abbé, sagte sie. Ich gab ihr in einem Becher etwas Orangenblüthe-Wasser, denn ihre Zähne klapperten zusammen. Darauf hieß sie mich ihren Stallmeister rufen, und diesem gab sie ziemlich ruhig ihre Befehle, um in ihrem Hotel zu Paris alles vorbereiten und ihren Leuten und Kutschern sagen zu lassen, sich zur Abreise bereit zu halten: Sie schloß sich hernach ein, um mit dem Abbé ihre Lage zu überlegen; später verließ sie dieser, um in den Geheimenrath zu gehen. Sie ließ hernach niemand vor sich, ausgenommen die Damen ihrer vertrauteren Gesellschaft, die Herren von Soubise, von Gontaut, die Minister und einige andere. Mehrere Damen kamen zu mir, um sich darüber zu unterhalten und waren äußerst betrübt. Sie verglichen das Benehmen des Herrn von Machault mit dem des Herrn von Richelieu zu Metz; Madame hatte hier die näheren Umstände, welche dem Herzoge zum Lobe gereichten und für den Obersiegelbewahrer eben so viele

Satyren waren, erzählt. „Er glaubt, oder stellt sich zu glauben, sagte sie, daß die Priester meine Entlassung mit Aufsehen verlangen werden; aber Quesnay und alle Aerzte sagen, daß auch nicht die geringste Gefahr da sei.“ Nachdem mich Madame hatte rufen lassen, sah ich auch die Frau Marschallin von Mirepoix zu ihr kommen, welche, kaum zur Thüre herein, gleich ausrief: „Was sollen denn alle diese Koffer? Ihre Leute sprechen von Ihrer Abreise. — Leider! meine liebe Freundin, der König will es, nachdem was mir Herr von Machault gesagt hat. — Und welcher Meinung ist er? fragte die Marschallin. — Daß ich abreise, ohne zu zögern.“ — Während der Zeit entkleidete ich allein meine Gebieterin, welche sich's auf ihrem Ruhebett bequem machen wollte. — Dieser Herr Obersiegelbewahrer, sagte die Marschallin, will Herr seyn und er spinnt Verrath, gegen Sie: wer die Parthie verläßt, verliert.“ Ich verließ das Zimmer; Herr von Soubise trat ein, dann der Abbé und von Marigni. Der letztere, der sehr viele Güte für mich hatte, kam eine Stunde nachher zu mir auf mein Zimmer; ich war allein. „Sie bleibt, sagte er, aber still; man thut so, als ginge sie, um nicht ihre Feinde aufzuregen. Die kleine Marschallin hat sie so weit gebracht, aber ihr Wächter (so nannte sie den Herrn von Machault) wird dafür büßen.“ Quesnay kam dazu, und nachdem er mit seinem Affengesicht gehört hatte, was gesprochen wurde, erzählte er eine Fabel von dem Fuchse, der mit andern Thieren ein gemeinschaftliches Mahl verzehrte, und dem einen davon weis machte, daß seine Feinde es suchten, damit er dessen Theil, während seiner Abwesenheit, an sich reißen konnte. Ich sah Madame nur sehr spät wieder, gerade als sie zu Bett gehen wollte. Sie wurde ruhiger; die Sachen standen von Tage zu Tage besser, und Machault, der treulose Freund, erhielt seine Entlassung. Der König

war mit Madame wieder auf dem alten Fuß. Ich erfuhr von Herr von Marigni, daß der Abbé eines Tags bei Herrn von Argenson gewesen war, um ihn zu vermögen mit Madame auf eine freundschaftliche Weise zu leben, und daß er sehr kalt von ihm empfangen wurde. „Er ist stolz, sagte er mir, auf die Entlassung Machaults, welcher das Feld dem leer läßt, welcher am meisten Erfahrung und Verstand hat; und ich fürchte, daß dies einen Kampf auf Leben und Tod herbeiführen wird." Den andern Morgen hatte Madame ihren Wagen verlangt. Ich war neugierig, wo sie hingehen würde, weil sie außer in die Kirche und zu den Ministern, nur sehr wenig Ausgänge machte. Man sagte mir, daß sie zu Herrn von Argenson gegangen wäre. Längstens eine Stunde nachher, kam sie wieder nach Hause und schien sehr übler Laune zu seyn. Sie lehnte sich an das Kamin, und hatte die Augen fest auf das Gesims geheftet; Herr von Bernis trat ein. Ich erwartete, bis sie Mantel und Handschuhe ablegen würde; der Abbé blieb einige Minuten sie betrachtend stehen, und sagte dann: „Sie sehen aus wie ein Lamm, das träumt." Sie erwachte aus ihrem Nachdenken, und indem sie den Muff hinwarf, sagte sie: „Ein Wolf bringt das Lamm zum Nachdenken." Ich entfernte mich, und gleich nachher kam der König, und ich hörte Madame schluchzen. Der Abbé kam, um mir zu sagen, Hoffmännische Tropfen zu bringen; der König machte selbst den Trank mit Zucker zurecht, und reichte ihn ihr mit dem liebenswürdigsten Anstand. Das Uebel war vorüber, sie lächelte, und küßte dem König die Hand. Ich entfernte mich wieder, und den zweiten Tag darauf erfuhr ich in aller Früh, die Verweisung des Herrn von Argenson. Es war gewiß seine Schuld, und der größte Beweis den Madame von ihrem Einfluß gegeben hatte. Der König hatte den Herrn von Argenson sehr gern

und der Krieg zu Wasser und zu Lande erforderte, daß man diese beiden Minister nicht entlasse. Wenigstens wurde das in dem Augenblick von jedermann behauptet.

Sehr viele Leute sprechen von dem Briefe des Grafen von Argenson an die Frau von Esparbès; hier ist er nach der getreuesten Erzählung: „Das Unbestimmte „ist endlich bestimmt. Der Obersiegelbewahrer ist ent„lassen. Sie kommen wieder zurück, meine liebe Gräfin „und wir werden die Herren des Hauses seyn."

Ganz in geheim behauptet man, daß von Arboulin, den Madame boubou nennt, noch an dem nämlichen Tage der Entlassung des Obersiegelbewahrers, dem vertrauten Courier des Grafen Geld gegeben hat, um ihm diesen Brief zu überlassen. Ob es wahr ist, werde ich nicht beschwören, aber man sagt, es sei ganz der Styl des Grafen, und wer hätte überdies gleich auf einen solchen Brief gedacht. Ganz zuverläßig war aber der König zu sehr erzürnt, als daß er nicht einen andern Grund seiner Unzufriedenheit hatte, als die Weigerung des Grafen, sich mit Madame auszusöhnen. Niemand wagt es für einen in Ungnade gefallenen Minister Anhänglichkeit zu zeigen.

Dem König macht das Ehre, was er einem Herrn, der ein eifriger Höfling des Grafen von Argenson war, seinen Namen weiß ich nicht, gesagt hat, als er ganz vergnügt die Hände rieb und erzählte: So eben habe ich das Gepäck des Herrn von Argenson abfahren sehen. Der König näherte sich der Madame und weil er die Schultern zuckte, sagte er: Und der Hahn krähte. Das kommt, glaube ich, im Evangelium vor, als Peter unsern Herrn veläugnete. Ich gestehe, daß mich das von dem König sehr gefreut hat und

es zeigt, daß er von seiner Umgebung nicht mit sich spielen läßt, und daß er den Verrath haßt, denn das war einer.

Madame ließ mich um sieben Uhr rufen, um ihr etwas vorzulesen; die Damen waren in Paris, und Herr von Gontaut krank. „Der König, sagte sie mir, wird diesen Abend lange in dem Geheimenrath bleiben, immer noch wegen Parlaments-Angelegenheiten.“ Nachdem sie mich hatte aufhören lassen zu lesen, wollte ich fortgehen, aber sie befahl mir zu bleiben. Man überbrachte ihr einen Brief, sie beantwortete ihn gleich mit einiger Ungeduld und übler Laune. Endlich nach einer Weile wurde sie offen, was ihr aber nur begegnete, wenn sie sehr ärgerlich war. Da keiner ihrer Vertrauten da war, sagte sie mir: „Dieser Brief war von meinem Herrn Bruder, was er nicht gewagt hätte, mir zu sagen, schreibt er mir. Ich hatte für ihn eine Heirath mit der Tochter eines Mannes aus sehr guter Familie eingeleitet, er selbst schien dazu geneigt zu seyn, und ich hatte mich verbindlich gemacht. Heute meldet er mir, daß er Erkundigungen eingezogen habe, daß die Tochter schlecht erzogen und Vater und Mutter von einem unerträglichen Hochmuth seyen; daß er nicht mehr zweifeln könne, wie erstere sich, nach erhaltener Kenntniß von dieser Verbindung, mit Verachtung ausgesprochen und mich dabei noch weniger, als ihn, geschont habe; daß er mich deshalb ersuche, alles rückgängig zu machen. Aber er hat mich in dieser Angelegenheit zu weit vorangehen lassen, und er bereitet mir dadurch unversöhnliche Feinde. Das haben ihm wieder einige von seinen Wohldienern in den Kopf gesetzt, denn diese möchten freilich nicht, daß er seine Lebensweise ändere, weil der größere Theil keinen Zutritt bei seiner Frau haben würde.“ Ich bemühte mich, Madame zu

besänftigen, und ich fand, ohne es zwar zu sagen, daß ihr Bruder Recht hatte. Sie wiederholte, wie das alles Unwahrheiten seyen, und folgenden Sonntag darauf behandelte sie ihren Bruder sehr kalt. Er sagte mir damals nichts, er würde mich auch in Verlegenheit gesetzt haben. Madame glich alles wieder aus, indem sie die Verbindung dieses Fräuleins mit einem Herrn vom Hofe, durch Gnadenbezeugungen erleichterte. Die Weise, wie sie sich nach zwei Monaten ihrer Verehligung aufführte, machte selbst Madame eingestehen, daß ihr Bruder recht gehabt hatte.

Frau von Chiron, meine Freundin, besuchte mich, und diese sagte mir; „Warum ist denn die Frau Marquise so sehr gegen die Jesuiten? Ich versichere Sie, daß sie unrecht hat, und so mächtig sie auch ist, kann es ihr doch übel dadurch ergehen.“ Ich antwortete ihr darauf, daß ich nichts davon wüßte. — Und doch ist es sehr gewiß; sie weiß aber nicht, daß ein Wort mehr oder weniger gesprochen, über ihr Schicksal entscheiden kann. — Wie verstehen Sie das, sagte ich hierauf? — Nun! so will ich mich Ihnen eröffnen, antwortete sie. Sie wissen, was, nachdem der König meuchelmörderisch angefallen worden war, sich zugetragen hat; sie sollte sogleich aus dem Schlosse entfernt werden. Die Jesuiten haben zwar nur das Wohl ihres Beichtkindes im Auge, jedoch sind sie Menschen, der Haß kann, ohne daß sie es selbst wissen, in ihrem Herzen wohnen, und ihnen eine größere Strenge einflößen, als die Umstände sie wirklich fordern. Eine günstige Gesinnung kann hingegen den Beichtvater zu großer Schonung bewegen, und der kürzeste Zeitraum kann eine Favorite retten, zumal wenn sich irgend ein ehrbarer Vorwand für ihren fernern Aufenthalt am Hofe findet?

Ich war von allem was sie sagte überzeugt, aber ich sagte ihr auch, daß ich es nicht wage, diese Seite zu berühren. Ich stellte meine Betrachtungen darüber an, und sah daraus, was ich schon wußte, wie sehr intrigant die Jesuiten waren; ich glaubte ungeachtet dessen, was ich geantwortet hatte, der Madame Nachricht von dem geben zu müßen, jedoch ohne mir eine Bemerkung zu erlauben, und nur zur Beruhigung meines Gewissens. Sie gab mir zur Antwort: Deine Freundin Frau von Chiron, hängt, so viel ich sehe, an den Jesuiten, und sagt Dir gar nichts aus sich selbst; sie ist von irgend einem ehrwürdigen Vater abgesendet, ich werde auch erfahren von welchem. Man schickte ihr, so viel ich vermuthe, Spione nach, wodurch man erfuhr, daß es ein Pater aus Saci, glaube ich, und hauptsächlich ein Pater Frey war, der die genannte Dame beherrschte." Wie schade daß der Abbé Chauvelin, dieses nicht wissen kann, sagte mir Madame, er war der furchtbarste Feind der ehrwürdigen Väter. Frau v. Chiron hat mich immer für eine Jansenistin gehalten, weil ich mich nicht, wie sie, dem Interesse der ehrwürdigen Väter hingeben wollte.

Madame ist nur mit dem Abbé von Bernis beschäftigt, von welchem sie glaubt, er könne zu allem Rath schaffen: sie spricht ohne Unterlaß von ihm. Bei dieser Gelegenheit, muß ich etwas sonderbares, was wie Zauberey klingt, erzählen. Ein Jahr oder anderthalb ehe er in Ungnade kam, war Madame in Fontainebleau; sie setzte sich um zu schreiben an einen kleinen Schreibtisch; über welchem ein Bildniß des Königs hing. Fertig mit Schreiben, machte sie den Schreibtisch zu, und durch diese Bewegung fiel das Portrait herunter und traf sie ziemlich stark an den Kopf. Die Personen, welche Zeugen davon waren, wurden sehr

beunruhigt, und man lies Herrn Quesnay holen. Er lies sich die Sache erklären, und verordnete einige beruhigende Mittel und einen Aderlaß. Gerade als dieß letztere geschehen war, trat Frau von Brancas ins Zimmer, und sah die Unruhe und Bewegung, und Madame auf dem Kanapee. Sie fragte was es gegeben habe, und man sagte es ihr. Nachdem sie der Madame ihr Beileid bezeugt und sie beruhigt hatte, sagte sie ihr und dem Könige, der eben hereintrat: „Ich bitte Sie, Madame, und Euer Majestät, sogleich einen Courier an den Herrn Abbé von Bernis, mit einem Briefe der Frau Marquise, abzusenden, worin diese ihn, ohne alle anderweitige Auseinandersetzung, ersucht, ihr das zu schreiben, was ihm seine Zauberin gesagt habe, ohne etwa zu befürchten, sie zu beunruhigen. „Nachdem diese Sache abgemacht war, erzählte Frau von Brancas, daß die Frau Bontemps ihr aus dem Caffésatze, worin sie nämlich alles sehe, wahrgesagt habe, daß das Haupt ihrer besten Freundin in Gefahr sey, aber kein trauriger Fall daraus entstehen werde. Den folgenden Tag schrieb der Abbé, daß Frau Bontemps ihm auch gesagt hätte: „Sie waren fast ganz schwarz als sie auf die Welt kamen", und dieses ist wahr, auch hat man diese Farbe, welche er einige Zeit lang beibehalten, einem Bilde zugeschrieben, welches über dem Bette seiner Mutter gehangen hatte, und Cleopatra vorstellte, wie sie sich durch den Stich einer Schlange, welche ihr ein Maure in Blumen reicht, den Tod gab. Ferner sagte er, habe sie ihm auch gesagt: „Sie haben viel Geld bei sich, es gehört ihnen aber nicht an," und wirklich hatte er 200 Louisd'or bei sich gehabt, um sie dem Herzog de la Valliere zu überbringen. Endlich schreibt er, habe sie, indem sie in die Tasse gesehen, gesagt: „Ich sehe eine ihrer Freundinen, die beste, eine große Dame,

von einem Unfall bedroht.“ — Er müße gestehen, daß er in diesem Augenblick, trotz aller Philosophie, erblaßt sey; sie habe es bemerkt und wieder nachgesehen, und dann gesagt: „Ihr Haupt wird ein wenig bedroht werden, aber in einer halben Stunde wird nichts mehr davon sichtbar seyn.“ An der Wahrheit dieser Sache war nicht zu zweifeln, für den König war sie sehr merkwürdig, er lies Nachrichten über die Wahrsagerin einziehen, Madame verhinderte jedoch, daß sie durch die Polizei verfolgt wurde.

Zu Madame kam sehr oft ein Mann, der gewiß mehr Erstaunen erregte, als eine Wahrsagerin. — Es war der Graf von St. Germain, der glauben machen wollte, er lebe schon seit mehreren Jahrhunderten. Eines Tags sagte ihm Madame bey der Toilette, in meiner Gegenwart: „Wie war Franz der erste gewachsen? Diesen König hätte ich lieben können.“ — Auch war er sehr liebenswürdig, sagte St. Germain, und nun beschrieb er sein Gesicht und seine ganze Person, wie man es von einem Menschen kann, den man recht genau betrachtet hat. Es ist schade, daß er zu feurig war. Ich hätte ihm sonst einen guten Rath gegeben, der ihn vor allem seinem Unglück bewahrt hätte .... aber er hätte ihn nicht befolgt, denn es scheint es giebt ein Verhängniß für die Prinzen, welche ihre Ohren den besten Rathschlägen, hauptsächlich aber in den entscheidendsten Augenblicken verschließen, das heißt die ihres Verstandes. — Und der Connetable, was halten sie von dem, fragte Madame? — Ich kann von ihm weder zu viel Gutes noch zu viel Schlimmes sagen, antwortete er. — War der Hof Franz des Ersten, sehr glänzend? — Sehr, aber der seiner Enkel übertraf ihn noch bei weitem; und zur Zeit der Maria Stuart und der Margarethe von Valois, war es ein Land

der Zauberei, ein Tempel der Vergnügungen, wozu sich die des Geistes gesellten. Die beiden Königinnen waren sehr gelehrt, sie machten Verse, und es war eine Freude ihnen zuzuhören." Madame sagte ihm lachend, „Es scheint als „hätten Sie dieses alles selbst gesehen." — Er antwortete, „ich habe ein sehr gutes Gedächtniß und viel in der Geschichte Frankreichs gelesen. Oefters unterhalte ich mich damit, nicht daß ich den Leuten glauben mache, sondern daß ich sie glauben lasse, ich hätte schon in den frühesten Zeiten gelebt." — Aber Sie sagen ja nie Ihr Alter, und geben sich doch für sehr alt aus. Die Gräfin von Gergy, die, ich glaube vor fünfzig Jahren, als Gemahlin des Ambassadeurs in Venedig war, sagt, Sie habe sie dort gerade so wie jetzt gekannt. — Es ist sehr wahr, daß ich Frau von Gergy, schon vor sehr langer Zeit gekannt habe. — Aber nachdem was sie sagt, müßten Sie ja jetzt über hundert Jahre alt sein? — Dieß ist nicht möglich, sagte er lachend; aber ich bin überzeugt, daß es noch möglicher ist, daß diese Dame, die ich jedoch achte, faselt. — Sie sagt, von Ihnen ein, durch seine Wirkung wunderbares Elixir erhalten zu haben; auch behauptet sie, lange Zeit nicht älter als vier und zwanzig Jahre alt, ausgesehen zu haben. Warum würden Sie dem König nicht ein Gleiches geben? — Ah! Madame, sagte er mit einer Art von Schauder, ich müßte ja wahnsinnig seyn, wenn ich mich unterstände, dem Könige eine unbekannte Arzney geben zu wollen.

Ich ging auf mein Zimmer, um diese Unterhaltung aufzuschreiben. Einige Tage darauf, kam das Gespräch zwischen dem Könige, der Madame, einigen Herrn von Hofe und dem Grafen St. Germain, auf das Geheimniß das der letztere besaß, die Diamanten von den Flecken zu reinigen. Der König ließ sich einen Diamanten

von mittelmäßiger Größe bringen, der einen Flecken hatte. Man ließ ihn wägen, und der König sagte zum Grafen: „Er ist auf 6000 Livres geschätzt, er würde deren aber, ohne diesen Flecken 10000 werth seyn. Wollen sie es vielleicht übernehmen, mir zu dem Gewinn von 4000 Franken zu verhelfen?" Er untersuchte ihn genau, und sagte: Dieses ist möglich, und in einem Monate werde ich ihn Eurer Majestät wieder zustellen. — Einen Monat darauf brachte der Graf den Diamanten ohne Flecken, er war in ein Tuch von Steinflachs gewickelt, welches er hinwegnahm. Der König ließ ihn wägen, und eine unbedeutende Kleinigkeit abgerechnet, war er eben so schwer als vorher. Der König schickte ihn, durch Herrn von Gontaut, zu seinem Juvelier, ohne etwas zu sagen, welcher 9600 Livres dafür überbrachte; er ließ ihn jedoch wieder holen, um ihn der Seltenheit wegen zu behalten. Er konnte sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen, und sagte, daß Herr von St. Germain Millionen besitzen müße, und besonders noch, wenn er das Geheimniß besitze aus mehreren kleinen, große Diamanten zu verfertigen. Dieser sagte weder ja, noch nein; aber er versicherte auf das Bestimmteste, daß er die Perlen vergrößern und ihnen das schönste Wasser geben könne. Der König behandelte ihn mit Auszeichnung, und so auch Madame. Sie selbst hat mir das alles erzählt. Herr Quesnay hat mir in Betreff der Perlen gesagt: Dieses ist eine Krankheit der Austern, und es ist möglich den Grund davon zu kennen; deßhalb kann Herr von St. Germain die Perlen vergrößern; aber er ist nichts destoweniger ein Charlatan, da er ein Elixir für das lange Leben hat, und zu verstehen giebt, er lebe schon seit mehreren Jahrhunderten; der Herr ist übrigens ganz für ihn eingenommen, und spricht oft von ihm, als sei er von berühmter Herkunft.

Ich habe ihn mehrere Male gesehen, er schien fünfzig Jahre alt zu seyn; er war weder dick noch mager; er hatte ein sehr feines, geistreiches Aussehen, war sehr einfach aber mit Geschmack gekleidet, er trug an den Fingern, so wie an seiner Dose und Uhr, sehr schöne Diamanten. Er kam eines Tages, als der Hof in Galla war, zu Madame, mit Schuh- und Hosenschnallen, welche mit so schönen Diamanten besetzt waren, daß sie behauptete, der König habe keine dergleichen aufzuweisen. Er ging in das Vorzimmer um sie loszumachen; man betrachtete sie in der Nähe, verglich sie mit andern, und Herr von Gontaut der gegenwärtig war, sagte, daß sie wenigstens zweimalhunderttausend Franken werth wären. Er trug den nämlichen Tag eine Dose von unermeßlichem Werthe und Ermelknöpfe von herrlich funkelndem Rubinen. Man wußte nicht woher dieser Mann so reich und so außerordentlich reich war, der König duldete nicht, daß man von ihm mit Hintansetzung und Spott sprach. Man sagte, er sei der Bastard eines Königs von Portugal.

Ich erfuhr durch Herrn von Marigni, daß die Verwandten der guten kleinen Marschallin, ihr großen Verdruß über die vermeintliche Niedrigkeit ihres Betragens mit Madame, machten; sie fing, hieß es, die Kirschensteine mit ihren schönen kleinen Händchen auf, welche Madame öfters im Wagen aß, und setze sich auf den Rücksitz im Wagen, während Madame allein im Fond sitze. Die Wahrheit ist, daß auf der Fahrt nach Crecy, bey einer außerordentlichen Hitze, eine jede von den beiden Damen, eine Seite des Wagens, allein einnehmen wollte, um weniger warm zu haben; und was die Kirschen anbetrifft, so hatten Bäuerinnen den Damen Kirschen gebracht, welche sie, während man umspannte aßen, die Marschallin hatte ihr Schnupftuch für sie beide hergegeben, und warf die Steine

nachdem sie in das Tuch geworfen waren, zum Wagenschlage hinaus. Die Leute, welche zu gleicher Zeit umspannten, hatten die Sache nach ihrer Art eingerichtet.

Ich hatte, wie Sie wissen, ein recht hübsches Quartier im Hotel, wohin ich beinahe immer im Trockenen ging. Ich hatte zwei oder drei Personen von Paris bei mir, welche mir Neuigkeiten erzählten; und als Madame mich rufen ließ, begab ich mich zu ihr und fand sie mit Herrn von Gontaut. Ich konnte mich nicht enthalten, ihr im hineintreten zu sagen: „Madame werden sehr zufrieden seyn mit der schönen Handlung des Herrn Marquis von ******.“ Sehr trocken sagte mir Madame hierauf: „Schweige und höre, was ich Dir sagen werde.“ Nachdem ich in mein kleines Zimmer zurückgekehrt war, bekam ich den Besuch der Frau Gräfin von Amblimont, und ich erzälte ihr, wie übel Madame mich empfangen habe. „Ich merke schon was es ist, sagte sie mir, es hat keinen Bezug auf Sie, ich will Ihnen die Sache erklären. „Der Marquis von ****** hat jederman in Paris erzählt, daß er vor einigen Tagen, Nachts zu Fuß nach Hause gegangen sei, und in einer finstern und halbgewölbten Straße, welche man Feron nennt, schreien gehört habe; er sei mit dem Degen in der Hand in die Straße hinein, und habe bei dem Scheine einer Laterne, eine sehr schöne und gut angezogene Frau gesehen, welcher man Gewalt anthat. Er sei näher getreten, und die Frau habe ihm zugerufen: „Sein Sie mein Retter,“ er habe sich nun auf diese Bösewichter gestürzt, von denen zwey, die mit Degen versehen waren, sich mit ihm geschlagen hätten, während der dritte, sich alle Mühe gegeben, der Frau den Mund zu verstopfen; einen davon habeer in den Arm verwundet, und da sie denn gehört, daß Leute am Ende der Straße vorbeigingen, und befürchten mochten,

sie könnten den Lärmen hören, und näher kommen, so wären sie entflohen; alsdann hätte er sich der Dame genähert, und diese ihm gesagt, daß es keine Diebe wären, sondern große Bösewichter, von denen der eine ganz rasend in sie verliebt sei; die Dame hatte sich in Erkenntlichkeits-Bezeugungen erschöpft, und ihn gebeten, ihr nicht zu folgen, nachdem er sie zu einem Fiacker geführt hatte. Auch hätte sie ihren Namen nicht sagen wollen, ihm jedoch einen kleinen Ring aufgedrungen, als Zeichen des Andenkens, und ihm versprochen, ihn zu sehen und ihm alles zu sagen, wenn er ihr seine Adresse geben wollte; er hätte der reizenden Dame gehorcht und sie zu mehreren Malen in den Ergießungen der Dankbarkeit umarmt."

Dieses ist alles recht schön, sagte die Frau Gräfin von Amblimont; aber hören sie nun das Uebrige: „Der Marquis von ****** hat sich den andern Tag überall mit einem schwarzen Taft um das Handgelenk, sehen lassen, und gesagt, er habe eine Schmarre erhalten. Er hat seine Geschichte aller Welt erzählt, und jeder seine eigene Auslegung gemacht. Er ist bei dem Diner des Dauphin gewesen, der mit ihm von seiner Tapferkeit und der schönen Unbekannten gesprochen, und ihn versichert hat, er habe dem Herrn Herzog von C***** sein Kompliment darüber gemacht. Ich vergaß Ihnen zu sagen, sagte mir Frau v. Amblimont, daß er den nämlichen Abend zur Frau von Estillac, einer alten Spielerin gegangen ist, wo man bis Morgens vier Uhr aufbleibt, und dort jederman durch die Unordnung, in der er war, überrascht hat; seine Geldbörse war ihm entfallen, ein Flügel seines Rockes war durchstochen und seine rechte Hand mit Blut gefärbt. Man suchte ihm schnell einen Verband anzulegen, und gab ihm Rota Wein zu trinken. Vor vier Tagen hat der Herzog von C****** bey dem König zu Nacht ge-

speist, und kam neben dem Herrn von Saint Florentin zu sitzen.

Er hat mit ihm von dem Abentheuer seines Verwandten gesprochen und ihn gefragt, ob er schon einige Nachforschungen wegen der Dame gemacht habe. Herr von St. Florentin, hat ihm ein trockenes Nein, zur Antwort gegeben, und Herr von C***** bemerkte, daß nachdem er noch einige Fragen an ihn gethan hatte, er die Augen auf seinen Teller geheftet hielt und verlegen und nur mit abgebrochenen Worten antwortete. Darüber hat er ihn um die Ursache gefragt, und Herr von Saint-Florentin, geantwortet, daß es ihm leid sei, ihn so im Irrthum zu sehen. — Wie, fragte Herr von C******, können Sie das wissen, ob ich das bin? — Nichts ist leichter zu beweisen sagte hierauf Herr von Saint Florentin. Sie können wohl überzeugt sein, daß ich, sobald ich von dem Kampfe des Marquis von **** unterrichtet war, sogleich Nachsuchungen anstellen ließ; es hat sich nun ergeben, daß gerade in der Nacht, in welcher sich wie man sagt die Begebenheit zugetragen hat, sich eine Abtheilung Häscher in dieser nämlichen Straße im Hinterhalte befand, um auf einen Dieb zu lauern, der aus einem schlechten Hause kommen sollte; sie war dort bis nach vier Uhr geblieben und hat nicht das mindeste Geräusch vernommen.

Herr von C***** wurde bei dieser Erzählung von welcher Hr. v. St. Florentin gewiß dem Könige Bericht erstattet hat, aufs höchste entrüstet. Er wird seinen Verwandten sagen lassen, oder hat es vielleicht schon gethan, daß er sich in sein Departement begeben soll. Sie können nun selbst beurtheilen, meine Liebe, ob Sie nach diesem gut empfangen werden konnten, als sie so dreist kamen um der Frau Marquise das Kompliment zu ma-

chen. Dieses Abentheuer, sagte sie mir ferner, gab dem Könige die Veranlassung zu erzählen, daß, vor ungefähr fünfzehn Jahren, der Herr Graf von C*** als er, was man enfant d'honneur nennt, beim Dauphin und vierzehen Jahr alt war, eines Abends mit abgerissenem Haarbeutel und zerrissenen Manschetten zum Dauphin nach Hause gekommen war, und erzählt habe, er sei bei dem Wasserbehälter der Schweizer, wo er ein wenig spät spazieren gegangen, von zwei Dieben angegriffen worden; er habe ihnen nichts geben wollen und sich mit dem Degen in der Hand zur Wehr gesetzt; der eine habe einen Degen gehabt, und der andere einen starken Knüppel, mit welchem er mehrere Schläge bekommen zu haben behauptete; aber den einen habe er verwundet, und da man in demselben Augenblick Lärmen gehört habe, seien sie entflohen. Unglücklicherweise für den Grafen aber erfuhr man, daß zur Zeit, von der er sprach, Leute auf dem Platze gewesen waren, und daß diese nichts gehört hatten. Man entschuldigte den Grafen wegen seines Alters, und nachdem der Dauphin ihn zum Geständniß der Wahrheit der Sache gebracht hatte, sah man sie als die Begierde eines Kindes an, das gerne von sich reden machen wollte.

Der König liebte den König von Preußen nicht, weil er von ihm wußte, daß dieser sich über das Leben welches er führte, und über seine Mätresse lustig machte. So viel ich gehört habe, hing es nur von diesem Fürsten ab, den König von Frankreich zu seinem festesten Verbündeten und Freund zu machen, in so weit es nämlich große Herren unter einander seyn können; allein die Neckereien Friedrichs hatten ihn beleidigt und waren Schuld an dem Traktat von Versailles. *) Eines Tages kam

*) Im Mai 1758.

er zu Madame, mit einem Papier in der Hand und sagte ihr: „Der König von Preußen ist gewiß ein großer Mann, er liebt die talentvollen Leute, und wie Ludwig XIV. will er, daß ganz Europa von seinen Wohlthaten gegen Gelehrte auswärtiger Länder wiederhalle. Madame und Herr von Marigni, welcher zugegen war, erwarteten, was da kommen würde. „Hier, sagte er, ist ein Brief von ihm, an den Milord Maréchal, in welchem er ihm befiehlt, er solle einem ausgezeichneten Manne meines Königreichs, von der Pension welche er ihm bewilligt, Mittheilung machen; und in dem er die Augen auf den Brief warf, las er folgende Worte: „Sie werden „wissen, daß in Paris ein sehr verdienstvoller Mann lebt, „welcher nicht in dem Besitz eines seinen Talenten und „seinem Charakter angemessenen Vermögens ist; ich werde „der blinden Göttin als Auge dienen können, und wenig„stens einigermaßen ihr Unrecht wieder gut machen, ich „bitte Sie aus dieser Rücksicht ihm . . . anzubieten. Ich „schmeichle mir, daß er diese Pension zu Gunsten des „Vergnügens, welches ich empfinden werde, mir einen „Manne verbunden zu haben, der mit den Schönheiten „des Charakters die erhabensten Talente des Gei„stes verbindet, annehmen wird.“ Der König hielt inne, und in diesem Augenblicke kamen die Herrn von Gontaut und von Ayen, welchen er den Brief wiederholte und hinzusetzte, „er ist mir durch den Minister der aus„wärtigen Angelegenheiten übergeben worden, welchen Mi„lord Maréchal ihm anvertraut hat, damit ich dem erha„benen Genie die Erlaubniß ertheile, diese Wohlthat an„zunehmen.“ „Aber wie hoch glaubten Sie, daß sich diese Wohlthat beläuft?“ Sie antworteten, auf sechs, acht, zehentausend Livres. „Fehl geschossen, auf zwölf hundert Livres.“ Für so erhabene Talente, sagte der Herzog von Ayen, ist es nicht viel. Aber die schönen

Geister werden dieses in ganz Europa ertönen lassen, und der König von Preußen wird das Vergnügen haben, großes Aufsehen mit wenig Kosten gemacht zu haben. Der Chevalier von Courten *) trat herein er war in Preußen gewesen, und als er diese Geschichte erzählen hörte, sagte er: da habe ich noch etwas weit besseres erlebt; als ich, ich weiß nicht mehr durch welches preußische Dorf kam, stieg ich auf der Post ab, um Pferde zu erwarten. Der Postmeister, welcher preußischer Hauptmann gewesen war, zeigte mir mehrere eigenhändige Briefe Friedrichs an seinen Onkel, einen Mann von vornehmer Geburt, und den er wie einen Freund behandelte, in denen er ihm versprach, für seinen Neffen zu sorgen; und was er dem ältesten, welcher schwer verwundet wurde, gab, war diese Postmeisterstelle. Herr von Marigni erzählte diese Geschichte bei Quesnay und sezte hinzu, daß von Alembert dieser geistvolle Mann sei, auch daß der König ihm erlaubt habe, die Pension anzunehmen. Seine Schwester, sagte er, habe den König gebeten dem Alembert das Doppelte zu geben und ihm die Annahme der Pension zu verweigern. Aber er habe nicht gewollt, weil er Alembert für einen gottlosen Menschen halte. Herr von Marigni nahm eine Abschrift des Briefes, welche er mir vertraute.

Ein gewisser vornehmer Herr schien, während einiger Zeit mit der Prinzessin Adelaide, welche jedoch nichts davon merkte, zu liebäugeln, aber da es bei Hofe Argus-Augen giebt, so unterließ man nicht, den König davon zu benachrichtigen, welcher alsdann sich einbildete, es selbst bemerkt zu haben. Ich erfuhr, daß er eines Tages sehr aufgebracht zu Madame kam und ihr sagte: Glauben Sie, daß es an meinem Hofe einen Mann giebt,

---

*) Der Chevalier von Courten war Schweizer-Offizier.

der frech genug ist, auf eine meiner Töchter sein Augenmerk zu richten?" Noch nie hatte ihn Madame so zornig gesehen, auch gab man jenem großen Herrn den Rath sich zu stellen, als müßte er nothwendig auf seine Güter, wo er dann auch zwei Monate blieb. Madame hat sich lange nachher geäußert, sie glaube nicht, daß es Martern genug gebe, zu welchen der König nicht denjenigen verdammt haben würde, der eine seiner Töchter verführt hätte. Madame Adelaide war zur Zeit von der hier die Rede ist, allerliebst und vereinigte mit dem lieblichsten Gesicht, eine unendliche Grazie und sehr viel Talente.

Ein Kurier hatte Madame einen Brief überbracht, worauf sie in Thränen ausbrach, es war die Nachricht von der Schlacht bei Roßbach, welche ihr der Herr von Soubise, mit allen Ausführlichkeiten anzeigte. Ich hörte wie Madame zum Marschall von Belle-Isle, sich die Augen trocknend, sagte: Herr von Soubise ist untröstlich, er sucht sich nicht zu vertheidigen, er sieht nur das Unglück, welches ihn niederdrückt. — Und doch, sagte Herr von Belle-Isle, hätte Herr von Soubise sehr vieles zu seinem Vortheile zu sagen und ich habe es dem Könige bemerkt. — Es ist schön von Ihnen Herr Marschall, einen Unglücklichen nicht niederdrücken zu lassen; das Publikum ist gegen ihn aufgebracht, was hat er ihm gethan? — Es giebt keinen ehrlichern und gefälligern Mann, sagte Herr v. Belle-Isle. Ich thue nur meine Schuldigkeit, indem ich der Wahrheit und einem Manne Gerechtigkeit widerfahren lasse, für den ich die höchste Achtung hege. Der König wird Ihnen, Madame, erklären, daß Herr von Soubise durch den Prinzen von Sachsen Hildburghausen*) gezwungen wurde die Schlacht zu liefern, dessen Truppen

*) Reichsfeldmarschall — November 1757.

zuerst geflohen sind und die Franzosen mit sich fortgerissen haben.„ Madame wäre gerne dem alten Marschall um den Hals gefallen, wenn es sich nur geschickt hätte, so zufrieden war sie mit ihm.

Herr von Soubise wurde, nachdem er eine Schlacht gewonnen hatte, zum Marschall von Frankreich gemacht: *) Madame war entzückt von den Thaten ihres Freundes. Aber sei es nun daß es nicht bedeutend genug war, oder sei es aus Widerwillen von Seiten des Publikums, niemand sprach davon, außer den Freunden der Madame. Man hatte ihr diese Abneigung des Publikums verschwiegen, und als sie bei ihrer Toilette ihren Intendanten Colin gefragt hatte: „Freuen Sie sich nicht recht über die Siege des Herrn von Soubise, was spricht man davon im Publikum? Hat er nicht vollkommene Genugthuung gegeben? war dieser verlegen und wußte nicht was er antworten sollte; endlich drang sie in ihn, und er sagte, er sei krank gewesen, und habe seit acht Tagen niemand gesehen.

Herr von Marigni, kam eines Tags sehr übler Laune zu mir; ich befragte ihn um den Grund derselben. „Ich habe eben, sagte er, meiner Schwester Vorstellungen gemacht, damit sie den Herrn le Normand de Mezi nicht bei der Marine anstellen möchte. Das heißt noch mehr Kohlen auf sein Haupt sammeln, habe ich ihr gesagt, eine Favorite soll die Angriffs-Punkte gegen sich nicht noch mehr vervielfachen. Der Doktor trat ein und er wiederholte es ihm. „Sie sind ihr völliges Gewicht in Golde werth, für den richtigen Sinn und die Fähigkeit in Ihrer Stelle und für Ihre Mäßigung, aber man wird

*) Als Sieger bei Lutternberg, am 10 Oktober 1758.

Ihnen doch nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen ..... Ihr Rath ist vortrefflich; es wird kein Schiff genommen werden ohne daß Madame nicht dem Publikum dafür verantwortlich sein wird, und sehr klug ist es von Ihnen, die Leitung des Ministeriums nicht selbst zu übernehmen."

Einst als ich in Paris war ging ich zum Doktor, der ebenfalls gerade dort war, um bei ihm zu essen; es waren aussergewöhnlich ziemlich viel Leute da, und unter andern ein junger Requeten-Meister, von sehr schönem Aeußern, welcher den Namen einer Besitzung führte, deren ich mich zwar nicht erinnere, er war aber der Sohn des Stadtschuldheißen Turgot. Man sprach viel über Verwaltung, was mich nicht unterhielt, aber nachher war die Rede von der Liebe der Franzosen zu ihrem König. Herr Turgot nahm das Wort und sagte: Die Liebe ist nicht blind, sie ist ein tiefes Gefühl und eine undeutliche Erinnerung großer Wohlthaten. Die Nation, und ich sage noch weit mehr, Europa und die Menschheit verdanken einem Könige von Frankreich (ich habe seinen Namen vergessen) (*) die Freiheit; er hat die Kammer der Gemeinden errichtet und einer unzähligen Menge von Menschen eine bürgerliche Existenz gegeben. Ich weiß daß man mit Recht sagen kann, er habe seinem eigenen Interresse gedient, indem er sie frei gab; daß sie ihn durch Gülten dafür bezahlt haben; daß endlich er dadurch die Macht der Großen und des Adels habe schwächen wollen; aber was geht daraus hervor? daß dieses Verfahren zugleich nützlich, politisch und menschlich ist. „Von den Königen im allgemeinen ging das Gespräch auf Ludwig den XV. über, und der nämliche Turgot sagte, daß seine Regierung auf ewige

*) Philipp der Lange.

Zeiten berühmt sein werde, durch das Vorwärtsschreiten der Wissenschaften, die Fortschritte der Aufklärung und der Philosophie. Er setzte hinzu daß Ludwig XV. dasjenige fehle, was Ludwig XIV. zu viel gehabt habe, nämlich eine große Meinung von sich selbst, daß er unterrichtet sei und daß niemand besser als er, die Topographie von Frankreich kenne; daß seine Meinung immer die richtigste im Geheimenrathe sei; nur sei es zu bedauern, daß er so wenig Selbstvertrauen habe, oder daß er sein Vertrauen nicht einem Minister schenke, welcher auch das des Volkes besitze. Jederman war seiner Meinung. Ich bat Herrn Quesnay das aufzuschreiben was der junge Turgot gesagt hatte und zeigte es meiner Gebieterin. Bei dieser Gelegenheit lobte sie den jungen Requetenmeister und als sie hievon dem Könige sprach, sagte dieser, „Er ist von guter Art."

Als ich einmal spazieren gegangen war, sah ich beim Nachhausekommen, viele Menschen hin und her gehen und leise mit einander reden; es war leicht zu errathen daß etwas außerordentliches vorgefallen sein mußte. Ich fragte jemand von meiner Bekanntschaft was es gebe. „Ach, sagte er mir mit Thränen in den Augen, Mörder, welche den Entschluß gefaßt hatten den König zu ermorden, haben einem Garde du Corps, welcher sie in einem dunklen Gange behorcht hatte, an verschiedenen Stellen verwundet; man hat ihn ins Krankenhaus gebracht, und da er die Farbe der Kleidung beider Menschen angegeben hat, so sucht man sie überall und hat auch schon Leute arretirt deren Kleider von der bezeichneten Farbe sind." Ich sah Madame mit Herrn von Gontaut und beeilte mich hineinzugehen. Ihre Thüre war von einer Menge von Leuten wie belagert, und sie dadurch erschreckt; aber beim Hereintreten fand sie den Gra-

fen von Noailles. „Was gibt es denn Herr Graf, sagte sie?“ Er erwiederte ihr, er sei gekommen um mit ihr zu sprechen, und somit gingen sie in ihr Cabinet. Die Unterredung war nicht von langer Dauer, ich war mit dem Stallmeister der Madame, Chevalier von Sosent, mit Gourbillon, ihrem Kammerdiener, und einigen fremden Personen, im Salon geblieben. Man zählte viele Umstände auf; aber da die Art der Verwundung nur einige Risse waren, und dem Garde dû Corps einige Widersprüche entschlüpft waren, so hielt man ihn für einen Betrüger, der etwas erdichtet habe um irgend eine Gnade zu erhalten. Noch an dem gleichen Abend that es sich auch so kund, und ich glaube, nach seinem eigenen Geständnisse. Der König kam den Abend zu Madame, und sprach über diese Begebenheit mit sehr kaltem Blute, er sagte: Der Herr der mich hat umbringen wollen, war ein wahnsinniger Bösewicht; und dieser ist ein elender Schurke. Er nannte Damiens, wenn er von ihm sprach was nur während der Zeit seines Prozesses geschah, nie anders als dieser Herr. Ich habe gehört, er habe vorgeschlagen, man solle ihn in ein Gefängniß sperren; aber das Abscheuliche seines Verbrechens haben die Richter bewogen, darauf zu bestehen, daß er allen Martern seinesgleichen unterworfen werde. Viele Menschen und sogar Frauen, hatten die grausame Neugier dieser Exekution beizuwohnen, unter andern eine Frau von E****** Gemahlin eines General-Pächters und von großer Schönheit. Sie hatte ein oder zwei Fenster um zwölf Louis-d'or gemiethet, und während der Zeit des Wartens spielte man in dem Zimmer. Dieses wurde dem Könige hinterbracht, und er bedeckte mit beiden Händen seine Augen und sagte: Pfui die Häßliche! Man hat mir erzählt daß sie und noch mehrere andere geglaubt hätten, dem Köni-

ge dadurch den Hof zu machen, und ihre Anhänglichkeit für denselben zu beweisen.

Zwei Sachen wurden mir von Herrn Duclos zur Zeit der versuchten Ermordung des Königs erzählt: die erste ist die sonderbare Ankunft, des Grafen von Sponheim welcher Herzog von Zweibrücken und Erbe der Pfalz und Baiern war. Er galt für einen Freund des Königs und hielt sich oft lange in Frankreich auf. Er kam sehr oft zu Madame, der König behandelte ihn mit vieler Achtung und Freundschaft. Herr Duclos erzählte uns, daß der Herzog von Zweibrücken, als er in seiner Residenz die an dem König verübte That erfuhr, und sich sogleich in den Wagen gesezt hatte, um nach Versailles zu kommen, sagte er: bewundern Sie den höfischen Geist eines Prinzen, der morgen Churfürst von Baiern und der Pfalz werden kann. Er hält das, was er gethan, noch nicht für genug und zehen Meilen von Paris, zieht er Kurier-Stiefel an, sezt sich auf ein Postpferd und mit der Peitsche knallend kommt er im Hofe des Schlosses an. Wenn es nicht Schmeichelei sondern eine wirkliche Ungeduld war, warum sezte er sich nicht schon zwanzig Meilen von hier zu Pferde. „Ich bin nicht ihrer Meinung, agte ein Herr, den ich „nicht kannte, die Ungeduld kömmt oft erst am Ende eines Unternehmens und man wendet das kürzeste Mittel „an, das in unserer Gewalt ist. Uebrigens kann es recht „gut sein, daß der Herzog von Zweibrücken, indem er „sich so zu Pferde zeigte, dem Könige, den er liebt, hat „dienen wollen, und den Franzosen beweisen, wie sehr „der König in fremden Ländern geliebt und geehrt ist.“ Herr Duclos nahm das Wort, und sagte: Wissen Sie die Geschichte des Herrn von C*****. Den ersten Tag, als der König wieder Leute annahm, hat er sich so durchgedrängt, daß er einer der ersten war, die hineinkamen; er hatte aber einen sehr schlechten schwarzen

Rock an, und der König, als er ihn gewahr wurde, fing an zu lachen und sagte: „Sehen sie doch den C***, „dem die Hälfte von seinem Rockschoß abgerissen ist.“ Hr. v. C*** sah hin, als wüßte er nichts davon, und antwortete: „Sire, es sind hier so viel Leute, die sich beeifern, Euer Majestät zu sehen, daß man die Faust gebrauchen muß, um durchzukommen, und dabei habe ich ohne Zweifel mein Kleid zerrissen. — Glücklicherweise ist es nicht viel werth ist, sagte der Marquis von Souvré, und Sie hätten kein schlechteres wählen können, um es aufzuopfern.“

Man hatte der Madame den sehr guten Rath gegeben, den Herrn le Normand ihren Gemahl als Ambassadeur nach Constantinopel schicken zu lassen. Dieses hätte zum Theil den Skandal vermindert, den ihr Erscheinen bei Hofe unter dem Namen der Marquise verursachte, während ihr Mann Generalpächter in Paris war. Aber er war so an das Leben in Paris gebunden, und seine Neigung zur Oper so groß, daß man ihn nie dazu bewegen konnte. Madame beauftragte Hr. v. Arboulin, welcher, ehe sie an den Hof kam, zu ihrer Gesellschaft gehörte, diese Sache zu unterhandeln. Er wandte sich an eine Mademoiselle Rem, welche Tänzerin bei der Oper gewesen, und die Mätresse des Hrn. v. Normand war *). Er machte ihr die schönsten Versprechungen, aber sie war

*) Hr. v. Normand heirathete die Mademoiselle Rem, wenn man folgendem verbreiteten Epigramme Glauben beimessen darf:
Pour réparer miseriam
Que Pompadour fit à la France
Le Normand, plein de conscience
Vient d'épouser rempublicam.

gerade wie jener, sie zog das Leben in Paris allem andern vor, und wollte sich nicht damit befassen.

Zu der Zeit, da man in den kleinen Zimmern Comödie spielte, erhielt ich durch ein sonderbares Mittel eine Lieutenantsstelle des Königs für einen meiner Verwandten, und dieses beweist, welchen hohen Preis die Großen auf den kleinsten Vorzug bei Hofe setzen. Madame verlangte nicht gerne etwas von Herrn v. Argenson, und gedrängt durch meine Familie, welche nicht glauben konnte, daß es mir schwer sei in meiner Lage, für einen guten Soldaten eine kleine Befehlshaberstelle zu verlangen, verfügte ich mich selbst zum Hrn. Grafen v. Argenson. Ich trug ihm meine Bitte vor, und übergab ihm eine Bittschrift. Er empfieng mich kalt, und gab mir leeren Trost. Ich gieng hinaus, und der Marquis von V***, welcher in seinem Cabinet war, und meine Bitte gehört hatte, folgte mir. „Sie wünschen eine Befehlshaberstelle; es ist eine erledigt, welche mir für einen meiner Begünstigten versprochen ist, aber wenn Sie einen Tausch eingehen, und mir eine Gnade verschaffen wollen, so will ich sie Ihnen abtreten. Ich möchte gerne Polizei-Gefreiter werden, und Sie sind im Stande, es zu bewerkstelligen!" Ich sagte ihm, daß ich den Spaß, den er machte, nicht verstände. „Die Sache ist diese, sagte er, man wird in den kleinen Zimmern den Tartüffe geben, es ist darinnen die Stelle eines Gefreiten von sehr wenig Versen, verschaffen Sie mir von der Frau Marquise diese Rolle, und die Befehlshaberstelle gehört Ihnen." Ich sagte nichts zu, erzählte aber den Vorfall der Madame, welche versprach, sich der Sache anzunehmen. Sie kam zu Stande, ich erhielt die Befehlshaberstelle, und Hr. v. V*** bedankte sich bei Madame, als hätte sie ihn zum Herzog befördern lassen. Der König wurde oft von

den Parlamenten belästigt, und er äußerte sich über sie auf eine sonderbare Weise, welches der Hr. v. Gontaut vor mir dem Doktor Quesnay wiederholte. Gestern, sagte er, gieng der König im Salon mit einer besorgten Miene auf und ab. Frau von Pompadour fragte ihn, ob er sich über seine Gesundheit beunruhige, weil er nämlich seit einiger Zeit nicht ganz wohl war. Er antwortete, nein, aber ich bin der Einwendungen müde. — Was kann daraus entstehen, daß Euer Majestät beunruhigen könnte, fragte Madame? Sind Sie nicht der Herr des Parlamentes, wie des ganzen Königreichs? — Das ist wahr, aber ohne die Räthe und diese Präsidenten würde ich nicht von dem Herrn verwundet worden seyn (so nannte er immer seinen Mörder). — Ach Sire! hat Frau von Pompadour ausgerufen. — Lesen Sie den Prozeß, sagte er, es sind die Reden dieser Herren, welche er nennt, die ihm den Kopf verrückt haben. — Aber, antwortete Madame, ich habe schon oft gedacht, wenn man den Herrn Erzbischof nach Rom senden könnte *)..... Suchen sie jemand, der dieses Geschäft unternimmt, und ich will ihm geben, was er haben will." Quesnay gab dem König Recht in allem, was er gesagt hatte. Einige Zeit darauf wurde der Erzbischof verbannt, und der König war ernstlich betrübt, daß er in die Nothwendigkeit versezt gewesen, dieses Mittel ergreifen zu müssen. „Wie schade, daß ein so ehrlicher Mann so widerspenstig sein muß! — Und so beschränkt, sagte eines Tages jemand. — Schweigen Sie, sagte ihm der König rasch. Der Herr Erzbischof war sehr mildthätig, und von einer außerordentlichen Freigebigkeit, aber oft gab er Pensionen ohne Ueberlegung. Er hat einer sehr armen, aber sehr hübschen Frau, wel-

*) von Beaumont.

che einen schönen Namen trug, der ihr nicht gehörte, eine Pension von hundert Louisd'or gegeben. Die Furcht, sie möchte sich dem Laster hingeben, hatte ihn bewogen, ihr ein so bedeutendes Almosen zu reichen, und die Frau spielte die Scheinheilige vortrefflich; sie ging vom Erzbischof sehr zufrieden, und vergnügte sich mit manchem Liebhaber. Die vornehmen Leute haben die üble Gewohnheit, vor ihrer Dienerschaft oft ohne Rückhalt zu sprechen. Hr. v. Gontaut, der sich unbehorcht glaubte, sagte diese Worte dem Herzog von ...... „Die Maaßregeln sind „so gut genommen, daß man den Herrn Erzbischof doch „endlich dahin bringen wird, mit dem Cardinalshut nach „Rom zu gehen, und wenn er es wünschen sollte, wird „man ihm einen Coadjutor geben." Man hatte einen sehr schicklichen Vorwand gefunden, um dieses Anerbieten so herbeizuführen, daß der Erzbischof es nicht anders als schmeichelhaft, und als mit seinen Gesinnungen übereinstimmend aufnehmen konnte. Die Sache war geschickt unternommen worden, und das Gelingen schien gewiß. Der König schien, dem Erzbischof gegenüber, von gar nichts zu wissen. Der Unterhändler handelte wie nach seiner eigenen Lehre, für das Wohl der Geschäfte. Er war ein Freund des Erzbischoffes, und in der festen Ueberzeugung, gut belohnt zu werden. Ein Kammerdiener des Herzogs von Gontaut, zugleich ein recht hübscher Junge, hatte den Sinn dessen, was sein Herr geheimnißvoll geäußert, recht gut gefaßt. Er war einer der Liebhaber der Dame mit den 100 Louisd'or, von welcher er öfters den Erzbischof nennen hörte, und für dessen Verwandte sie sich ausgab. Er glaubte wohl daran zu thun, wenn er ihr anzeige, daß man blos aus dem Grund an ihm arbeite, damit er sich nach Rom begebe, um ihn von Paris zu entfernen. Die Dame ermangelte nicht, dem Erzbischof hievon Anzeige zu machen, indem sie be-

fürchtete, wenn er abreise, werde sie ihre Pension verlieren. Dieser Wink paßte so gut zu den angefangenen Unterhandlungen, daß der Erzbischof nicht mehr an der Wahrheit der Sache zweifelte. Er wurde nach und nach kälter in seinen Gesprächen mit dem Unterhändler, weil er ihn für einen Verräther hielt, und endete damit, sich ganz mit ihm zu entzweien. Diese näheren Bestimmungen wurden erst lange nachher erfahren. Nachdem der Liebhaber der Dame nach Bicetre gebracht worden war, fand man unter seinen Papieren Briefe von ihr, welche das Meiste aufklärten, das Uebrige kam durch sein Geständniß heraus. Um den Herzog von Gontaut nicht blos zu stellen, wurde dem König gesagt, daß der Kammerdiener von der Sache durch einen Brief, den er aus dem Kleide seines Herrn genommen habe, unterrichtet worden sei. Der König machte sich das Vergnügen, den Erzbischof durch Anzeigen zu demüthigen, welche er sich über die Aufführung der Dame, die derselbe in Schutz genommen hatte, geben ließ. Sie wurde der Betrügerei, in Verbindung mit ihrem Geliebten schuldig gefunden; aber ehe sie bestraft wurde, erhielt der Polizei-Lieutenant den Auftrag, zu Sr. Hochwürden zu gehen, und ihm von der Aufführung seiner Verwandten und Pensionärin Rechenschaft abzulegen. Der Erzbischof hatte nach den Beweisen, die man ihm vorlegte, keine Bemerkungen zu machen; und ohne sich zu bewegen, sagte er, sie ist nicht meine Verwandte, und indem er die Hände zum Himmel erhob: „Es ist eine Unglückliche, die mir durch Betrug das Gut der Armen entrissen hat. Aber Gott weiß es, daß ich nicht leichtsinnig gehandelt habe, indem ich ihr eine so beträchtliche Pension gab. Ich hatte zur nämlichen Zeit das Beispiel einer jungen Frau vor Augen, welche achtzehenhundert Franks von mir verlangt hatte, indem sie mir versprach, tugendhaft zu leben, was sie bis dahin ge-

than hatte: ich schlug ihre Bitte ab; und im Gehen sagte sie: Ich muß mich links wenden, Monseigneur, da der rechte Weg mir versperrt ist. Die Unglückliche hat nur zu sehr Wort gehalten, sie hat Mittel gefunden, bei sich ein Pharaospiel, welches geduldet wird, zu errichten, und zu der schlechtesten Aufführung gesellt sie noch das abscheuliche Handwerk einer Verführerin der Tugend; ihr Haus ist die Höhle aller Laster. Urtheilen Sie hiernach, mein Herr, sagte er, ob es nicht recht von mir gehandelt war, der Frau, von der hier die Rede ist, eine angemessene Pension für den Stand, in dem ich sie geboren glaubte, zu geben, um dadurch zu verhindern, daß sie so jung, schön und geistreich nicht ihre Gabe mißbrauche, sich in's Verderben stürze, und andern nachziehe." Der Polizei-Lieutenant sagte dem König, er sei gerührt gewesen von der Ruhe und edlen Einfachheit des Prälaten. „Ich habe nie an seinen Tugenden gezweifelt, sagte der König, aber ich wünschte, er hielte sich ruhig. Der nämliche Erzbischof gab dem liederlichsten Menschen von ganz Paris, einem Dichter *), dessen Produkte abscheulich waren, eine Pension von zwölfhundert Livres, jedoch unter der Bedingung, seine Gedichte nie drucken zu lassen. Ich habe diese Thatsache von Hrn. v. Marigni, dem er sie eines Tages rezitirte, als er mit ihm und einigen Herrn von Hofe zu Nacht speiste, um ihnen dieses schreckliche Poeme vorzulesen. Er klingelte mit dem Gold, was er in der Tasche hatte und sagte: „Es ist von meinem guten Erzbischof, ich halte ihm Wort, mein Gedicht wird, so lange ich lebe, nicht gedruckt werden, aber ich lese es.... alsdann fing er an zu lesen. „Was würde dieser gute

*) Robbé de Beauveset, bekannt durch seine gottlosen und schlüpfrigen Gedichte.

Prälat sagen, wenn er wüßte, daß ich mein Quartier mit einer niedlichen Tänzerin vom italienischen Theater theile? Also der Erzbischof unterhält mich? hat sie mir gesagt, wie komisch das ist.“ Der König erfuhr dies und war empört darüber. „Man ist doch sehr in Verlegenheit um Gutes zu thun“, sagte er nachher.

Der König kam erst zu Madame als sie gerade mit ihrer Toilette fertig war und ich mich allein bei ihr befand. „Es ist mir so eben etwas sonderbares widerfahren, sagte er; werden Sie es wohl glauben, daß, indem ich aus meiner Garderobe in mein Zimmer trat, ich einen fremden Mann mir gegenüber fand? — Ach Gott! Sire, sagte Madame ganz erschrocken. — Es ist nichts, nahm der König wieder das Wort; aber ich gestehe es, ich war sehr überrascht: Dieser Mensch hat ganz bestürzt ausgesehen. Was machen sie hier, fragte ich ihm in einem ziemlich höflichen Ton? Er warf sich auf die Knie nieder, indem er sagte: Verzeihung Sire, aber vor allem lassen Sie mich durchsuchen. Er hat sich selbst möglichst beeilt seine Taschen zu leeren; er hat sein Kleid ausgezogen und war ganz verwirrt und außer sich, endlich hat er mir gesagt, er sei der Koch des ...... und ein Freund von Beccari, den er besucht habe, und da er sich in der Treppe geirrt und alle Thüren offen gefunden habe, sei er in das Zimmer gekommen, in dem er sich gegenwärtig befinde und aus dem er sich gewiß sehr schnell wieder entfernt hätte. Ich klingelte, Guimard trat ein, und war sehr erstaunt, mich allein mit einem Manne im Hemde zu finden. Er bat Guimard, mit ihm in ein anderes Zimmer zu gehen, um ihn an den verborgendsten Stellen zu durchsuchen. Endlich kam der arme Teufel wieder herein und zog sein Kleid an. Guimard sagte mir, es ist gewiß ein rechtlicher Mann, der die Wahrheit sagt, und nach dem

man sich noch erkundigen kann. Ein anderer meiner Schloßjungen kam herein, der ihn kannte. Ich stehe für diesen braven Mann, sagte er, der übrigens beßer als alle andern das boeuf à l'ecârlate macht. Da ich nun den armen Menschen so bestürzt sah, daß er weder die Thüre finden, noch sich auf seinem Platze ruhig verhalten konnte, nahm ich fünfzig Louisd'or aus meinem Schreibtische und sagte ihm, hier ist etwas um dich von deinem Schrekken zu erholen. Er ging, nachdem er zuvor einen Fußfall gethan hatte." Madame war ganz außer sich darüber, daß man auf eine so leichte Art in die Zimmer des Königs eindringen konnte. Er sprach sehr ruhig über diese sonderbare Erscheinung, aber man sah, daß er sich Gewalt anthat, und daß er, wie auch begreiflich, darüber erschrocken war. Madame billigte sehr dies Gnadengeschenk, und um so mehr, da so etwas gar nicht in des Königs Gewohnheit war. Herr von Marigni, dem ich diese Geschichte erzählt hatte, sprach mit mir darüber und sagte, daß, wenn ihm jeder andere diesen Zug erzählt hätte, er tausend Louisd'or, gegen das Geschenk von fünfzig gewettet haben würde. Es ist doch sonderbar, sezte er hinzu, daß das ganze Geschlecht der Valois übertrieben freigebig gewesen und daß dies bei den Bourbonen nicht der Fall ist, im Gegentheil mancher sogar ist des Geizes beschuldigt. Heinrich IV. galt für geizig. Er gab seinen Mätressen, weil er schwach gegen sie war, und doch spielte er mit der Gier eines Spielers, dessen Vermögen vom Spiele abhängt. Ludwig XIV. gab aus Sucht zu glänzen. — (Herr von Marigni sagte mir auch noch) Der Unfall, welcher hätte eintreten können, ist doch wirklich zum Erstaunen. Der König hätte in seinem Zimmer umgebracht werden können, ohne daß irgend jemand davon Kenntniß gehabt, noch den Thäter gewußt hätte. Madame war mehr als vierzehn Tage von dieser Sache angegriffen. Zu dieser Zeit

ungefähr, hatte sie auch einen Streit mit ihrem Bruder, worin alle beide Recht hatten.

Man bot ihm die Tochter aus einer der ersten Familien des Hofes an, und der König wollte ihn zum Herzog und sogar mit dem Erbrechte ernennen. Sie hatte Recht, daß sie ihren Bruder erheben wollte, aber dieser sagte, daß er vor allem die Freiheit schäzte und sie nur einer Person, die er liebte, zum Opfer bringen werde. Er war ein wahrer epikuräischer Philosoph und nach dem Urtheile derer, die ihn kannten und ohne Neid beurtheilten, war er von sehr festem Charakter. Es hat nur von ihm abgehangen, die Antwartschaft auf die Stelle des Herrn von Saint-Florentin und das Seewesen bei dem Abgange des Herrn von Machault zu haben; er sagte zu dieser Zeit seiner Schwester: „Ich erspare Dir dadurch, daß ich Dich einer kleinen Befriedigung beraube, vielen Kummer, das Publikum wäre doch ungerecht gegen mich und wenn ich noch soviel Gutes in meiner Stelle thäte. Was übrigens die des Herrn von Saint-Florentin betrifft, so kann er noch fünf und zwanzig Jahre leben und das würde mich nicht vorwärts bringen; die Mätressen sind schon an sich selbst genug gehaßt, sie haben also nicht nöthig, sich den Haß auch noch zuziehen, den man gegen die Minister hegt." Herr Quesnay hat mir dieses Gespräch mitgetheilt.

Der König hatte noch eine Mätresse, welche Madame beunruhigte, sie war eine Frau von Stande und ihr Mann einer der eifrigsten Höflinge. Er hatte kein Vermögen und sie war auch nicht reich. Ein Mann, der in dem Dienste des Königs Gelegenheit hatte, dessen Kleider zu durchsuchen wenn er sie auszog, verlangte von mir eines Tages eine Zusammenkunft und sagte mir, daß er der Ma-

dame, weil sie gut und dem König nützlich wäre, sehr ergeben sei: daß, als er die Kleider, welche dieser ausgezogen hatte, aufheben wollte, ein Brief zur Erde gefallen und er so neugierig gewesen wäre, ihn zu lesen, worin er dann gefunden, daß er von der Gfin.... sei, die schon den Wünschen des Königs nachgegeben habe; er sagte mir nachher die Ausdrücke, mit denen sie, die Verabschiedung der Madame in vierzehn Tagen, im Augenblicke fünfzigtausend Thaler baares Geld, ein Regiment für einen ihrer Verwandten, ein Bisthum für einen andern ꝛc. verlangte. Ich antwortete ihm, meine Gebieterin, die sich mit einer eigenen Seelengröße benahm, hievon zu benachrichtigen. „Ich sollte eigentlich den König von der Verrätherei seines Dieners unterrichten, der von der Gelegenheit seiner Stelle Gebrauch machen kann, die wichtigsten Geheimnisse zu erfahren und zu mißbrauchen, aber ich schaudre vor dem Gedanken, die Urheberin des Unglücks eines Menschen zu sein, und doch kann ich ihn nicht um die Person des Königs lassen; es gibt nur den Ausweg: Sage Du ihm, daß in der Provinz eine Stelle mit einem Einkommen von zehntausend Franken frei sei; er solle sie von dem Minister der Finanzen verlangen und seine verschiedenen Protektionen anwenden, und er werde sie erhalten; wenn er jedoch davon spräche, so werde man den König von seiner Aufführung unterrichten. Durch dieses Mittel, glaube ich, Alles gethan zu haben, was meine Anhänglichkeit und meine Pflicht mir gebieten, ich befreye dadurch den König von einem ungetreuen Diener, ohne denselben unglücklich zu machen. Ein glückliches Ungefähr, sagte sie, ließ mich diesen Morgen die Erledigung dieser Stelle erfahren, ich werde denjenigen entschädigen, der sich an mich wandte, dieselbe zu erhalten. Ich befolgte die Befehle der Madame, deren Zartgefühl und Geschicklichkeit ich bewunderte. Sie war nicht mehr

durch die Dame beunruhigt, sobald sie die Ansprüche erfuhr, welche diese machte. „Sie geht zu schnell, und wird unterwegs umwerfen, sagte sie mir.“ Die Dame starb.

„Da sieht man, was der Hof ist. Alles ist verdorben, vom Großen bis zum Kleinen, sagte ich eines Tags zu Madame, die mit mir von einigen Sachen sprach, von denen ich schon wußte. Ich könnte Dir noch mehr sagen, antwortete sie mir, aber das kleine Zimmer, in dem Du Dich zuweilen aufhälst, sagt Dir genug.“ Dieses war ein kleiner Verschlag ganz nahe neben dem Zimmer der Madame, wo ich niemand empfing, und wo man größtentheils alles hörte, was gesprochen wurde. Der Polizei-Lieutenant kam hie und da heimlich in dieses Zimmer und horchte. Drei oder vier andere vornehme Personen gingen auch unter dem größten Geheimnisse hier durch, und einige Fremde, die im Grunde von der Gegenparthie der Madame waren. Aber sie begnügten sich nicht mit Kleinigkeiten, der eine verlangte ein Gouvernement, dieser den Eintritt in den geheimen Rath, ein anderer eine Stelle als Garde-Hauptmann, und dieser lezte hätte sie erhalten, wenn nicht die Marschallin von Mirepoix sie für ihren Bruder, den Prinzen von Bauveau, verlangt hätte. Der Ritter Du Muy war nicht unter der Zahl dieser Ungetreuen; die Stelle des Connetable würde ihn nicht bewogen haben, der Madame entgegen zu kommen, noch viel weniger seinen Herrn, den Dauphin, zu verrathen. Dieser Prinz war seiner Stelle recht müde; ohne Unterlaß von Ehrsüchtigen belästigt, welche Catos und Frömler spielten, handelte er manchmal aus vorgefaßter Meinung gegen einen Minister, aber bald darauf verfiel er wieder in die Unthätigkeit und Langeweile. Der König sagte öfters; „Mein Sohn ist träge, und sein Charakter ist polnisch,

lebhaft und wechselnd; er hat keinen Geschmack; die Jagd, die Frauen, die guten Speisen sind ihm gar nichts; er glaubt vielleicht, daß er an meiner Stelle glücklicher seyn würde; in der ersten Zeit würde er alles umändern und neu schaffen, aber bald darauf würde ihm wahrscheinlich der Stand des Königs eben so langweilig sein, als ihm sein jetziger ist; er ist dazu geschaffen, als Philosoph mit Leuten von Verstand zu leben." Der König setzte hinzu: „Er liebt das Gute, ist wahrhaft tugendhaft, und hat klare Ansichten."

Herr von Saint-Germain sagte eines Tages zum Könige: Um die Menschen zu schätzen, muß man weder Beichtvater, noch Minister, noch Polizei-Lieutenant sein. Der König sagte ihm: aber König. — Ach! Sire, erwiederte er, erinnern Sie Sich des Nebels, den wir vor einigen Tagen gehabt, man konnte nicht vier Schritte weit sehen. Die Könige, ich rede im Allgemeinen, sind mit noch dichterem Nebel umgeben, womit die Intriganten, die ungetreuen Minister sie zu umziehen wissen; und alles vereinigt sich, in allen Classen, ihnen die Gegenstände unter einem anderen, als dem wirklichen Lichte, zu zeigen. „Ich habe dieses aus dem Munde des famösen Grafen von Saint-Germain gehört, indem ich bei der Madame war, die wegen einer Unpäßlichkeit das Bett hüten mußte. Der König kam zu ihr, und der Graf, welchen man gerne sah, war angenommen worden. Herr von Gontaut, Frau von Brancas und der Abbé von Bernis waren auch noch zugegen. Ich erinnere mich, daß den nämlichen Tag, nachdem der Graf weggegangen war, der König etwas sagte, was Madame beunruhigte. Es war die Rede vom König von Preußen, und der König sagte — „Es ist ein Narr, der Alles an Alles setzen wird, und der, obgleich ohne Religion, ohne Sitten und Grundsätze das

Spiel gewinnen kann. Er will Lärmen machen, und es wird ihm gelingen: Julian der Apostata hat genug gemacht. — Noch nie, sagte Madame nachdem er hinausgegangen war, habe ich ihn so aufgeregt gesehen; aber der Vergleich mit Julian der Apostata ist gar nicht übel wenn man die Irreligiosität des Königs von Preußen in Betrachtung zieht. Wenn er sich gegen alle Feinde die er hat, aus der Schlinge zieht, wird er in der Geschichte ein großer Mann sein." — Herr von Bernis sagte ihr: Sie sind gerecht in ihren Urtheilen, denn sie haben eben so wenig als ich, der Ihnen beipflichtet, Ursache ihn zu loben.

Madame hatte nie so viel Ansehen, als nachdem der Herr von Choiseul in das Ministerium getreten war. Zur Zeit des Abbé von Bernis, beschäftigte sie sich damit, ihn zu erhalten und er übernahm nur die auswärtigen Angelegenheiten worin er wie man behauptete wenig unterrichtet war. Madame hatte den Wiener Vertrag gemacht, von dem er ihr, die Wahrheit zu gestehen, den ersten Gedanken gegeben hatte. Der König sprach öfters von diesem Gegenstand mit Madame, wie mir andere Leute gesagt haben, aber ich habe nie selbst etwas darüber gehört, außer wenn sie mit großem Lobe von der Kaiserin und dem Prinzen Kaunitz, welchen sie sehr gut gekannt hatte, sprach. Sie sagte, er sei ein ministerieller Kopf, und eines Tages, als sie sich über ihn ausdrückte, suchte jemand den Prinzen wegen seiner Frisur lächerlich zu machen, und wegen der vier Kammerdiener, die mit Blasebälgchen den Puder herumstäubten, wovon Kaunitz im Laufe nur die feinsten Theile auffing. Madame sagte. „Es ist Alcibiades der seinem Hunde den Schwanz abschneiden ließ, um den Atheniensern etwas zu sprechen zu geben, und ihre Aufmerksamkeit von dem abzuziehen, was er ihnen verbergen wollte."

Niemals war das Publikum so aufgebracht gegen Madame gewesen, als nach der Nachricht der Schlacht bei Rosbach. Es kamen alle Tage anonyme Briefe voll grober Beleidigungen, beißender Verse, Drohungen von Vergiftung, von Mord. Lange Zeit war sie in tiefer Betrübniß versunken und konnte nur durch niederschlagende Mittel sich Schlaf verschaffen. Die Protektion, die sie dem Prinzen von Soubise gewährte, erregte alle Unzufriedenheit und der Polizei-Lieutenant hatte alle Mühe, die Gemüther gegen sie zu besänftigen. Der König versicherte, daß es nicht ihre Schuld sei.

Herr du Verney *), obgleich nicht selbst Soldat, verstand, wie man behauptete, sehr viel von dem Kriegswesen und war darin der Vertraute der Madame. Der alte Marschall von Noailles nannte ihn mit Verachtung den Mehlgeneral, der Marschall von Sachsen sagte jedoch eines Tags der Madame, daß du Verney mehr davon verstände, als der alte Marschall. Du Verney kam eines Tags zu Madame, wie gerade der König, der Kriegsminister und zwei Marschälle bei ihr waren, und zeigte seinen Plan zu einem Feldzuge vor, der allgemein belobt wurde. Er war es, der den Herrn von Richelieu zum Befehlshaber der Armee an die Stelle des Marschalls von Entrées ernennen ließ. Zwei Tage darauf kam er zu Quesnay, bei dem ich mich gerade auch befand. Der Doktor fing an vom Kriege zu reden, und ich erinnere mich, daß er sagte: „Die Militärs machen aus ihrer Kunst ein großes Geheimniß, warum aber erringen die jungen Prinzen stets große Vortheile? weil sie Thätigkeit und Kühnheit besitzen. Warum führen die Re-

*) Bruder des Herrn von Montmartel, ein Mann von vielem Talente.

genten, welche ihre Truppen selbst befehligen, immer große Dinge aus? Weil sie die Herren sind zu wagen." Dieses Gespräch machte Eindruck auf mich.

Der erste Arzt des Königs kam eines Tags zu Madame; er sprach von Narren und Narrheit. Der König war gegenwärtig, und alles, was auf jede Art von Krankheit Bezug hatte, interessirte ihn. Der erste Arzt sagte, daß er sechs Monate im Voraus die Anzeigen der Narrheiten kenne. Der König sagte: „Gibt es am Hofe Leute, die närrisch werden? — Ich kenne einen, der, ehe drei Monate vergehen, einfältig sein wird, sagte er." Der König drang in ihn, den Namen zu nennen. Er sträubte sich einige Zeit; endlich aber sagte er: Es ist Herr von Sechelles, der General-Controleur. — Sie sind wider ihn eingenommen, sagte Madame, weil er Ihnen nicht gewährt hat, was Sie von ihm verlangt haben. — Es ist wahr, jedoch kann mich dieses höchstens dazu bewegen, eine unangenehme Wahrheit zu sagen, aber gewiß nicht, um etwas zu erfinden. Es ist Schwäche, er will in seinem Alter den Galanten machen, und ich habe bemerkt, daß der Zusammenhang seiner Gedanken ihm entgeht." Der König fing an zu lachen, aber drei Monate darauf kam er zu Madame und sagte: Sechelles hat im vollen geheimen Rath im Unsinn gesprochen, man muß ihm einen Nachfolger geben. Madame hat mir diese Geschichte auf dem Wege nach Choisy erzählt. Einige Zeit darauf kam der erste Arzt des Königs zu Madame und sprach sie allein. „Sie wollen Herrn Berryer wohl, sagte er ihr, es thut mir leid, Ihnen sagen zu müssen, daß er in kurzem närrisch oder starrsüchtig sein wird. Ich habe ihn diesen Morgen in der Kapelle sich auf einen der kleinen Stühle setzen sehen, die nur zum knieen dienen. Seine Knie berührten das Kinn. Nach der Messe ging ich zu ihm;

seine Augen irrten umher, und nachdem ihm sein Sekretär etwas gesagt hatte, sagte er ihm in dem lächerlichsten Ausdruck: Feder, schweige still. Eine Feder ist zum Schreiben da, und nicht zum Sprechen. Madame, welche den Ober-Siegel-Bewahrer sehr lieb hatte, war sehr betrübt, und bat den ersten Arzt Niemand von seiner Entdeckung etwas zu sagen. Vier Tage darauf verfiel er in eine Starrsucht, nachdem er zuvor irre geredet hatte. Dieses ist eine Krankheit, deren Namen ich nicht einmal kenne, und die ich mir deßhalb habe aufschreiben lassen. Man bleibt in der Stellung, in der man sich gerade beim Anfalle befindet; ein Bein in der Höhe, wenn man es erhoben hat, die Augen offen, ꝛc. Diese Geschichte kam bei dem Tode des Ministers zur Kenntniß des ganzen Hofes.

Nachdem der Sohn des Marschall von Belle-Isle bei der Armee getödtet worden, bewog Madame den König zu dem Vater zu gehen, und als es ihm Mühe kostete, sich dazu zu entschließen, sagte Madame in einem halb zornigen, mit Güte gemischten und spaßhaften Tone:

> . . . . . . Barbare dont l'orgueil
> Croit le sang d'un sujet trop payé d'un coup d'oeil.

Der König fing an zu lachen und sagte: „Woher sind diese schönen Verse? — Von Voltaire, sagte Madame. — Ich bin ein Barbar, sagte der König, der ihm den Titel eines gewöhnlichen Edelmannes und eine Pension gegeben hat.“ Der König ging zum Marschall, begleitet von seinem ganzen Hofstaate, und es schien nur zu wahr, daß dieser feierliche Besuch den Marschall über den Verlust seines Sohnes, den einzigen Erben seines Namens,

tröstete. *) Als der Marschall starb, trug man ihn, auf einer schlechten Bahre, mit einer elenden Decke bedeckt, in sein Hotel. Ich begegnete ihr, und die Träger sangen und lachten. Ich dachte es wäre irgend ein Bedienter, und fragte wer es wäre, war aber sehr erstaunt zu erfahren, daß darunter ein Mann lag, der in dem Besitze alle Ehren und Reichthümer gewesen war. Aber so ist der Hof, die Todten haben unrecht, sie können nicht früh genug verschwinden. Der König sagte; Herr Fouquet ist also gestorben'' Der Herzog von Ayen antwortete: Er war nicht mehr Fouquet; Euer Majestät haben ihm ja erlaubt diesen Namen zu vertauschen, an dem jedoch der beste Theil schon fertig war.'' Der König zuckte die Achseln. Er hatte wirklich ein Patent erhalten, um nicht mehr Fouquet zu unterzeichnen, so lange er Minister war. Dieses erfuhr ich erst bei dieser Gelegenheit. Bei dem Tode desselben erhielt der Herr von Choiseul das Kriegs-Ministerium, und er stieg von Tag zu Tage in Gnade. Madame achtete ihn mehr als irgend einen frühern Minister, seine Art und Weise war gegen sie die artigste von der Welt, respektsvoll und aufmerksam. Er ließ keinen Tag vorübergehen ohne sie gesehen zu haben. Herr von Marigni mochte den Herrn von Choiseul durchaus nicht leiden, jedoch sprach er darüber nur mit seinen vertrautesten Freunden. Eines Tages war er bei Quesnay, und als ich ankam, war gerade die Rede von Herrn von Choiseul. „Er ist ein Stutzer, sagte der Doktor, und wenn er hübscher wäre, wie gemacht, um ein Günstling Heinrich III. zu sein.'' Der Marquis von Mirabeau und Herr de la Riviére traten ein **). „Dieses König-

*) Dieser Marschall vermachte dem König einen Theil seines Vermögens.

**) Mercier de la Reviére, Parlementsrath, vormaliger Intendant

reich sagte Mirabeau, steht sehr schlecht, es gibt weder kräftige Gesinnungen darin, noch Geld, diese zu ersetzen. — Es kann nicht anders, als durch Eroberung, wie in China, oder durch irgend eine große innere Umwälzung wieder neu gebohren werden; aber wehe denen, welche sich darin befinden werden: denn das französische Volk hat in solchen Fällen keine Schonung. Diese Worte machten mich zittern, ich beeilte mich deßhalb, mich zu entfernen. Herr von Marigni that ein Gleiches, aber ohne von dem, was gesprochen worden war, ergriffen zu scheinen. „Sie haben gehört, sagte er mir, seien Sie jedoch ohne Furcht, denn nie wird von dem, was beim Doktor gesprochen wird, etwas weiter gesagt: es sind brave Leute, obgleich ein wenig überspannt; sie können sich nicht halten, aber ich glaube, sie sind auf gutem Wege. Das einzige Unglück ist, daß sie das Ziel verfehlen.“ Beim Nachhausekommen schrieb ich dieses nieder.

Der Graf von Saint-Germain war eines Tags zu Madame gekommen, die gerade nicht wohl war und auf ihrem Ruhebette lag, er zeigte ihr eine kleine Schachtel, in welcher Topasen, Rubinen und Smaragden waren. Es schien, als enthielt sie ganze Schätze. Madame hatte mich gerufen, damit ich diese schöne Sachen sehen sollte. Ich betrachtete sie mit Staunen, aber ich gab der Madame durch Zeichen zu verstehen, daß ich dieses alles für falsch hielt. Der Graf, nachdem er etwas in einer Brieftasche gesucht hatte, die ungefähr zweimal so groß war als ein Brillenfutteral, zog zwei oder drei kleine Papiere hervor, die er entfaltete, und zeigte einen schönen Rubin;

---

auf Martinique und Verfasser eines Werkes, das bei seiner Erscheinung viel Aufsehen erregte und den Titel führt. De l'Ordre naturel et essentiel des sociétés politiques.

ein kleines Kreuz mit weißen und grünen Steinen warf er mit Verachtung auf einen nebenstehenden Tisch. Ich probirte es an und man sah mir an, daß es mir recht wohl gefiel. Der Graf bat mich es anzunehmen, ich weigerte mich, er aber bestand darauf. Madame lehnte es auch noch in meinem Namen ab. Endlich aber war er so dringend, daß Madame, die nicht glaubte, daß es mehr als vierzig Louisd'or werth sei, mir winkte, es anzunehmen. Ich nahm das Kreuz und war sehr zufrieden mit den angenehmen Manieren des Grafen; Madame schenkte ihm einige Tage darauf eine sehr schöne emaillirte Dose, mit dem Portrait eines, ich weiß nicht mehr welches, griechischen Weltweisen, als Vergleich mit ihm selbst. Das Kreuz, welches er mir gegeben hatte wurde auf fünfzehnhundert Franken geschätzt. Er bot der Madame an, mehrere emaillirte Portraits von Petitot zu zeigen, sie sagte ihm: er solle nach dem Essen während der Jagd wiederkommen. Er zeigte seine Portraits und Madame sagte ihm: „Man spricht von einer sehr unterhaltenden Geschichte, welche Sie vor zwei Tagen bei'm Herrn le Premier, wo Sie zu Nacht speisten, erzählt haben, und von der Sie vor fünfzig oder sechzig Jahren Zeuge gewesen sein sollen." Er lächelte und sagte: Sie ist ein wenig lang. — Desto besser, sagte Madame, und schien darüber erfreut. Herr von Gontaut und die Damen kamen, und die Thüren wurden geschlossen. Madame gab mir alsdann ein Zeichen, mich hinter eine spanische Wand zu setzen. Der Graf machte sehr viele Entschuldigungen darüber, daß seine Geschichte vielleicht Langeweile erregen werde. Er sagte, daß man wohl einmal leidlich erzähle, und ein anderesmal einem es nicht gelinge.

„Der Marquis von Saint-Gilles war zu Anfang

dieses Jahrhunderts spanischer Ambassadeur im Haag, und war mit dem Grafen v. Moncade Grande von Spanien und einer der reichsten dieses Landes von Jugend auf sehr genau bekannt gewesen. Einige Monate nach seiner Ankunft im Haag erhielt er einen Brief des Grafen, der ihn bei seiner Freundschaft zu ihm bat, er möchte ihm den wichtigsten Dienst leisten. „Sie kennen, mein lieber Marquis, sagte er ihm, die Betrübniß, die ich stets fühlte, den Namen Moncade nicht fortpflanzen zu können; es hat dem Himmel gefallen, kurze Zeit, nachdem ich Sie verlassen hatte, meine Wünsche zu erhören und mir einen Sohn zu gewähren. Schon frühzeitig hat er gezeigt, daß er seiner Geburt würdige Neigungen hegt, aber das Unglück hat gewollt, daß er sich in eine der ersten Schauspielerinnen der Truppe zu Toledo verliebt hat. Ich habe die Augen zugedrückt über diese Verwirrung eines jungen Mannes, der mir bis daher nur alle Ursache zur Zufriedenheit gegeben hatte. Aber nachdem ich erfahren, daß seine Leidenschaft ihn so weit trieb, dieses Mädchen heirathen zu wollen, und daß er ihm dieses Versprechen schriftlich gegeben hatte, bat ich den König, er möchte das Mädchen einsperren lassen. Mein Sohn, von meinen Schritten unterrichtet, ist deren Wirkung zuvorgekommen, und ist mit dem Gegenstand seiner Leidenschaft entflohen. Seit länger als sechs Monaten weiß ich nun nicht, wohin er sich gewendet hat, aber ich habe Ursache zu glauben, daß er sich im Haag aufhält.“ Der Graf beschwor den Marquis noch weiter, im Namen der Freundschaft, die genauesten Nachforschungen anstellen zu lassen, um ihn ausfindig zu machen und zu bewegen, daß er zu ihm zurückkehre. „Es ist billig, sagte der Graf, des Mädchens Schicksal für die Zukunft zu sichern, wenn sie einwilligt, das Eheversprechen welches sie sich hat geben lassen, wieder auszuhändigen, und ich überlasse

es Ihnen ganz, die Bedingnisse des Mädchens festzusetzen und eben so die Summe zu bestimmen, welche meinem Sohne nöthig sein wird, um sich auf eine schickliche Weise nach Madrid zu begeben. Ich weiß nicht, ob Sie Vater sind, sagte der Graf am Schlusse seines Briefs, aber wenn Sie es sind, so können sie sich einen Begriff von meiner Angst machen. „Der Graf hatte seinem Briefe ein sehr genaues Signalement seines Sohnes und seiner Maitresse beigeschlossen. Kaum hatte der Marquis diesen Brief erhalten, so schickte er in alle Wirthshäuser von Amsterdam, Rotterdam und des Haags, es war jedoch umsonst, er konnte nichts entdecken. Er fing schon an, an dem Erfolg seiner Nachsuchungen zu verzweifeln, als ihm der Gedanke kam, sich eines jungen, sehr aufgeweckten französischen Pagen zu bedienen. Er versprach ihm eine Belohnung, wenn es ihm gelänge, die Personen, an denen er ein so lebhaftes Interesse nähme, ausfindig zu machen. Der Page durchlief, während mehrere Tage alle öffentliche Oerter ohne den mindesten Erfolg; endlich sah er eines Abends im Theater in einer Loge einen jungen Mann und eine Frau, die er aufmerksam betrachtete; und nachdem er bemerkt hatte, daß der junge Mann von dieser Aufmerksamkeit betroffen, sich in den Grund der Loge zurückzog, zweifelte er nicht mehr an dem Gelingen seiner Nachforschungen. Er verlor die Loge nicht aus dem Auge, und beobachtete aufmerksam jede Bewegung, die darin geschah. Im Augenblick, als das Stück endigte, befand er sich auf dem Gang, welcher von den Logen zum Ausgange führte, und er bemerkte, daß der junge Mann, indem er vor ihm vorbeiging, vermuthlich sein Kleid gemerkt hatte, und sich zu verbergen suchte, da er sein Taschentuch vor den Mund hielt. Er folgte ihm ganz unbefangen bis an das Wirthshaus, genannt Vicomte von Turenne, wo er sie eintreten sah, und

sicher das gefunden zu haben, was er suchte, lief er schnell zurück, um den Ambassadeur davon zu benachrichtigen. Der Marquis von Saint-Gilles begab sich sogleich, in einen Mantel eingehüllt, und von seinem Pagen und zwei Bedienten begleitet, in den Vicomte von Turenne. In diesem Hause fragte er den Wirth nach dem Zimmer des jungen Mannes und der Frau, die seit einiger Zeit bei ihm wohnten. Der Wirth machte im Anfang einige Schwierigkeit, es ihm zu zeigen, wenn er nicht ihren Namen nenne. Der Page machte ihm bemerkbar, daß er mit dem spanischen Ambassadeur spreche, welcher seine Ursachen habe, mit diesen Leuten zu reden. Der Wirth sagte, daß sie nicht bekannt sein wollten, und daß sie durchaus verboten hätten, jemand anders als diejenigen, welche sie bei Namen nennen würden, hereinzulassen, aber aus Achtung für den Ambassadeur bezeichnete er ihr Zimmer und führte ihn ganz in das oberste Stockwerk des Hauses, in eines der schlechtesten Gemächer. Er klopfte an die Thüre, welche man zu öffnen säumte; aber endlich, nachdem man ziemlich stark geklopft hatte, öffnete sich die Thüre zur Hälfte, aber bei dem Anblick des Ambassadeurs und seines Gefolges wollte der, welcher sie geöffnet hatte, sie auch gleich wieder verschließen, indem er sagte, man irre sich. Der Ambassadeur stieß heftig an die Thüre und trat ein, nachdem er seinen Leuten ein Zeichen gegeben hatte, ihn außen zu erwarten, und nachdem er allein in das Zimmer getreten war, sah er einen jungen Mann von sehr hübschem Aeußeren, dessen Züge mit den im Signalement bezeichneten die genauste Aehnlichkeit hatten. Mit ihm war ein junges, schönes und sehr gut gewachsenes Frauenzimmer, und ebenfalls durch die Farbe ihrer Haare, ihren Wuchs und die Form ihres Gesichts dem ähnlich, welches ihm sein Freund, der Graf von Moncade, beschrieben hatte. Der junge Mann fing zuerst

an zu reden, und beklagte sich über die Gewalt, welche man angewendet habe, bei einem Fremden einzudringen, der in einem freien Lande unter dem Schutze der Gesetze lebe. Der Ambassadeur ging auf ihn zu, um ihn zu umarmen und sagte: „Es bedarf hier keiner Verstellung, mein lieber Graf, ich kenne Sie, auch komme ich nicht hieher, weder Ihnen noch dieser jungen Dame, welche mir sehr interessant scheint, irgend etwas Unangenehmes zuzufügen." Der junge Mann antwortete, daß man sich irre, er sei nicht Graf, aber der Sohn eines Kaufmanns aus Cadix; diese junge Dame sei seine Gattin und sie beide reisten zu ihrem Vergnügen. Der Ambassadeur ließ seine Augen im Zimmer umhergehen und sah, daß es sehr schlecht meublirt, und nur mit einem Bette versehen war, und daß die hie und da herumliegende Bagage in sehr wenigem bestand; ist es hier, mein liebes Kind, erlauben Sie mir diesen Titel zu welchem der zärtliche Freundschaft für Ihren Herrn Vater berechtigt, ist es hier, wo der Sohn des Grafen von Moncade wohnen soll? der junge Mann vertheidigte sich immer damit, nichts von allem dem zu verstehen. Aber endlich besiegt durch die dringenden Bitten des Ambassadeurs, gestand er weinend, daß er der Sohn Moncades sei, aber daß er nie zu seinem Vater zurückkehren werde, wenn er eine junge Frau die er anbete, verlassen müße. Die Frau warf sich in Thränen zerfließend dem Ambassadeur zu Füßen, indem sie ihm sagte, daß sie nicht an dem Unglück des Grafen Moncade Schuld seyn wolle, ihre Grosmuth, oder vielmehr die Liebe siege über ihr eigenes Interresse, sie sei deßhalb bereit sich, wenn es sein Glück erfordere, von ihm zu trennen. Der Ambassadeur bewundert eine so edle Uneigennützigkeit; der junge Mann geräth in Verzweiflung, er macht seiner Geliebten Vorwürfe, er will sie durchaus nicht verlassen, damit ihr, einer so schätzbaren Person nicht die außeror-

deutliche Großmuth ihres Herzens zum Nachtheil gereiche. Der Ambassadeur versichert, daß es gar nicht der Wille des Grafen von Moncade sei sie unglücklich zu machen, sondern daß er den Auftrag habe, ihr eine angemessene Summe zu geben, damit sie nach Spanien zurückehren, oder an irgend einem Orte, welchen sie wähle, leben könne. Ihre edle Denkungsart, die Wahrheit ihrer Liebe flößen ihm das größte Interresse ein, und veranlassen ihn, die Summe so hoch als möglich zu stellen, die er für den Augenblik bevollmächtigt sei, ihr zu geben, und deßhalb versprach er ihr zehen tausend Gulden, oder ungefähr dreißigtausend Franken, welche ihr in dem Augenblick ausbezahlt werden sollten, in welchem sie das ihm gegebene Heiraths Versprechen herausgegeben, der Graf von Moncade ein Zimmer in dem Hause des Ambassadeur bezogen, und das Versprechen gegeben haben würde, nach Spanien zurükzukehren. Die junge Frau scheint auf die Größe der Summe gar nicht zu achten, und ist nur mit ihrem Geliebten, dem Schmerz ihn verlassen zu müssen, und dem grausamen Opfer zu welchem sie die Vernunft, und die Ehre zwingen, beschäftigt. Alsdann nimmt sie aus einem kleinem Portefeuille das Heirathsversprechen des Grafen, und sagt: „Ich kenne sein Herz zu genau um dessen zu bedürfen;" sie küßt es mehrere male mit einer Art von Entzücken und übergiebt es dem Ambassadeur, der nicht wenig erstaunt war über so viel Seelengröße. Er verspricht der jungen Frau, sich stets für ihr Schicksal zu interessiren, und versichert den jungen Grafen, daß sein Vater ihm verzeihe. Mit offnen Armen, sagte er, wird der Vater den verlorenen Sohn empfangen, der zu seiner betrübten Familie zurückkehrt: das Herz eines Vaters, ist eine unerschöpfliche Quelle der Zärtlichkeit. Wie groß wird das Glück seines seit so langer Zeit betrübten Freundes sein, wenn er diese Nachricht erhält,

und wie sehr glücklich schätzt er sich selbst, das Werkzeug seines Glückes zu seyn! so spricht sich zum Theil der Ambassadeur darüber aus, wovon der junge Mann tief gerührt scheint. Da jener befürchtete, daß während der Nacht die Liebe ihre ganze Herrschaft wieder einnehmen und über die Großmuth siegen könne, so dringt er in den jungen Grafen, ihm in seine Wohnung zu folgen. Die Thränen und Ausrufungen des Schmerzes, welche diese grausame Trennung entlockte, sind schwer zu beschreiben, sie rührten das Herz des Ambassadeurs, welcher wiederholt verspricht, die junge Dame in seinen Schutz zu nehmen. Die wenigen Effekten des Grafen waren leicht zu tragen, und er sah sich noch denselben Abend in das schönste Zimmer des Ambassadeurs geführt, der sich unendlich glücklich fühlte, dem berühmten Hause des Moncade den Erben seiner Größe und so vieler herrlicher Güter, in deren Besitz die Familie sich befindet, geretet zu haben. Den andern Morgen nach diesem glücklichen Tage sieht der junge Graf bei seinem Aufstehen, Schneider, Kaufmann, Spitzenhändler u. s. w. erscheinen, und er darf nur wählen. Zwei Kammerdiener und drei Laquaien befinden sich in seinem Vorzimmer, und sind von dem Ambassadeur unter den ehrlichsten und brauchbarsten dieser Classe von Leuten ausgesucht; sie melden sich zu seinem Dienste. Der Ambassadeur zeigt dem jungen Grafen den Brief, welchen er seinem Vater geschrieben hat, und in welchem er ihn zu einem Sohn Glück wünscht, dessen Gefühle und Eigenschaften dem Adel seines Bluts entsprechen, und dessen baldige Rückkehr er ihm anzeigt. Die junge Dame ist darin nicht vergessen; er gesteht darin, daß er zum Theil ihrer Großmuth die baldige Unterwerfung ihres Liebhabers verdanke und zweifelt nicht, daß der Graf das Geschenk von zehntausend Gulden, das er ihr gemacht habe, bestätigen werde. Diese Summe wurde den nämlichen Tag noch dieser ed-

len und interessanten Person ausbezahlt, welche dann auch nicht abzureisen zögerte. Die Vorkehrungen zur Reise des jungen Grafen waren gemacht, eine glänzende Garderobe, ein vortrefflicher Wagen wurde in Rotterdam auf ein Schiff gebracht, welches nach Frankreich segelfertig lag, und auf dem man die Ueberfarth des Grafen bestimmt hatte, damit er hernach von diesem Lande aus nach Spanien zurückkehre. Der junge Graf erhielt bei seiner Abreise eine ziemlich starke Summe Geldes, und bedeutende Wechsel auf Paris. Der Abschied des Ambassadeurs und des jungen Grafen war sehr rührend. Der Ambassadeur erwartete mit Ungeduld die Antwort des Grafen von Moncade, und sich an seine Stelle denkend, genoß er die Freude seines Freundes mit. Nach Verlauf von vier Monaten erhielt er die so lang ersehnte Antwort, und man würde vergebens suchen, die Ueberraschung des Ambassadeurs bei Lesung folgender Worte zu beschreiben: „Der Himmel hat mir nie, mein lieber Marquis, das Vergnügen gewährt, Vater zu seyn, und mit Reichthümern und Ehrenstellen überhäuft, hat der Kummer keinen Erben zu haben, und mit mir eine glorreiche Familie sich endigen zu sehen, die größte Bitterkeit über mein Leben gegossen. Ich sehe mit unendlichem Bedauren, daß sie durch einen jungen Abentheurer betrogen worden sind, der von unserer alten Freundschaft Kenntniß erhalten hatte. Aber Euer Excellenz sollen nicht darunter leiden. Es war der wirkliche Graf Moncade, dem Sie hülfreich seyn wollten, es ist also an ihm das zu berichtigen, was Ihre großmüthige Freundschaft vorgestreckt hat, um ihm ein Glück zu verschaffen, welches er lebhaft gefühlt haben würde. Ich hoffe deshalb Herr Marquis, daß Euer Excellenz keine Schwierigkeiten machen werden, die in diesem Briefe enthaltene Rückzahlung der dreitausend Louisd'or anzunehmen, von denen Sie mir die Rechnung zugeschickt haben.

Die Art, wie der Herr von Saint-Germain den jungen Abentheurer, seine Geliebte und den Ambassadeur sprechen ließ, verursachten abwechselungsweise Lachen und Weinen. Die Geschichte ist in allen Punkten wahr, und dieser Abentheurer, übertrifft an Geschicklichkeit noch den Gusmann von Alfarache, wenigstens demzufolge, was die Personen sagten, welche zuhörten. Madame hatte die Idee, eine Comödie daraus machen zu lassen, und der Graf überschickte ihr die Geschichte schriftlich, so wie ich sie hier abgeschrieben habe.

Herr Duclos ging zum Doktor, und perrorirte mit seinem gewöhnlichen Feuer. Ich hörte ihn zu zwei oder drei Personen sagen: „Man ist ungerecht gegen die Großen, die Minister und die Fürsten; nichts ist z. B. gewöhnlicher, als daß man schlecht von ihrem Verstande spricht; ich habe vor einigen Tagen einen von denen kleinen Herrn von der Brigade der Unfehlbaren überrascht, indem ich ihm sagte, ich wolle ihm beweisen, daß in der Familie der Bourbonen seit hundert Jahren mehr Leute von Verstand existirt hätten als in irgend einer andern.“ — Sie haben dieses bewiesen? sagte jemand, ganz spöttisch lächend? — „Ja, sagte Duclos, und ich will es Ihnen wiederholen. Der große Condé ist nach Ihrer Ansicht doch gewiß kein Dummkopf, und die Herzogin von Longueville ist als eine der geistreichsten Frauen aufgeführt. Der Herr Regent war ein Mann, der in jeder Hinsicht an Verstand und Kenntnissen wenig seines Gleichen hatte; der Prinz von Condé, der zum König von Pohlen gewählt wurde, war durch seinen Verstand berühmt, und seine Gedichte sind so viel werth, als die des la Fare und des Saint-Aulaire; der Herzog von Burgund war unterrichtet und sehr aufgeklärt. Die Frau Herzogin, Tochter Ludwig XIV., hatte sehr vielen Verstand, machte Epi-

gramme und Verse. Der Herr Herzog du Maine ist zwar im allgemeinen nur durch seine Schwachheiten bekannt, aber niemand hatte mehr Annehmlichkeiten des Verstandes, als er. Seine Frau war eine Närrin, die jedoch die schönen Wissenschaften liebte und in der Poesie bewandert und in ihrer Einbildungskraft glänzend und unerschöpflich war. Ich glaube, es wird daran genug sein, sagte er, und da ich kein Schmeichler bin, und alles fürchte, was den Schein desselben trägt, so erwähne ich der Lebenden nicht." Man war über diese Aufzählung erstaunt, aber jedermann von der Wahrheit dessen, was er gesagt hatte, überzeugt. Er sezte hinzu: „Sagt man nicht alle Tage, Argenson der Dummkopf *), weil er ein gutmüthiges Aussehen und einen bürgerlichen Ton hat. Aber ich glaube nicht, daß es viele so unterrichtete und aufgeklärte Minister gegeben hat." Ich nahm eine Feder von dem Tische des Doktors und bat Duclos, mir alle die Namen mit den kleinen Lobeserhebungen, deren er erwähnt habe, zu diktiren. Wenn Sie dieses der Frau Marquise zeigen, sagen Sie ihr auch, wie dieses alles gekommen sei, und daß ich es nicht gesagt habe, damit es zu ihr oder gar noch anders wohin gelangen solle. Ich bin Geschichtschreiber und werde Gerechtigkeit widerfahren lassen, ich werde aber auch oft strafen. Dafür will ich bürgen, sagte der Doktor, und unser Herr wird so wie

---

*) Es ist hier von dem Renélouis d'Argenson die Rede, welcher Minister der auswärtigen Angelegenheiten war. Er ist Verfasser der Considérations sur le Gouvernement und mehrerer anderer Schriften, worin sich die Publicisten jeden Augenblick noch Raths erholen. Dieser ideenreiche Mann wurde nichts destoweniger Argenson der Dummkopf genannt. Man behauptet aber auch, er hätte sich nur so gestellt, um einfältig zu scheinen.

er ist, gezeichnet werden. Ludwig XIV. hat die Verse geliebt und die Dichter beschützt, das war vielleicht gut zu seiner Zeit, weil man doch mit etwas anfangen muß, aber dieses Jahrhundert wird weit erhabener seyn; und man muß darin übereinstimmen, daß, indem Ludwig XV. Astronomen nach Mexico und Peru schickt, um die Erde zu messen, etwas größeres leistet, als den Befehl zu einer Oper zu geben. Er hat der Philosophie die Schranken trotz dem Geschrei der Frommen geöffnet und die Enciklopädie wird seiner Regierung zur Ehre gereichen. Duclos schüttelte während dieser Zeit den Kopf. Ich ging nach Hause, suchte alles, was ich gehört hatte, noch ganz warm niederzuschreiben. Ich ließ durch einen Kammerdiener, der eine schöne Hand schrieb, das abschreiben, was die Prinzen betraf, und zeigte es der Madame. Sie sagte mir aber: Was! Du siehst Duclos? willst du ein Schöngeist werden, meine Gute? das steht Dir nicht an. — Auch bin ich weit davon entfernt; und ich erzählte ihr, wie ich ihn zufällig beim Doktor getroffen hatte, wo er immer eine Stunde zubrächte, wenn er nach Versailles käme. Sie sagte mir: „der König weiß, daß er ein Ehrenmann ist.“

Madame war krank, und der König kam des Tages mehreremal sie zu besuchen; ich entfernte mich, wenn er kam; aber da ich einige Augenblicke geblieben war, um ihr ein Glas Zigorienwasser zu geben, hörte ich, daß der König von der Frau von Egmont sprach; Madame erhob die Augen gen Himmel und sagte: „dieser Name erinnert mich immer an eine sehr traurige und sehr grausame Sache, aber meine Schuld ist es nicht.“ Diese Worte behielt ich im Gedächtnisse, und hauptsächlich der Ton, mit dem sie ausgesprochen worden waren, und da ich bis drei Uhr nach Mitternacht bei ihr blieb, um ihr

mehrere Stunden in dieser Zeit vorzulesen, so wurde es mir leicht, mir die Befriedigung meiner Neugierde zu verschaffen. Ich nahm den Augenblick wahr, in dem die Lektüre unterbrochen war, um ihr zu sagen: „Madame sahen sehr bestürzt aus, als der König den Namen Egmont nannte." Sie erhob bei diesen Worten abermals die Augen zum Himmel und sagte: „Du würdest, so wie ich denken, wenn Du wüßtest, wovon es sich handelt. — Es muß also sehr rührend seyn, antwortete ich; aber ich glaube nicht, daß es Madame persönlich betrifft. — Nein, sagte sie, aber da ich nicht die einzige bin, die diese Geschichte kennt, und ich weiß, daß Du verschwiegen bist, so will ich sie Dir erzählen. Der lezte Graf von Egmont hatte die Tochter des Herzogs von Villars geheirathet, aber die Herzogin hatte nie mit ihrem Gemahl gelebt, und die Gräfin von Egmont ist die Tochter des Chevalier von Orleans *) Jung, schön, liebenswürdig und nach dem Tode ihres Gemahls Erbin eines unermeßlichen Vermögens, war sie der Gegenstand der Wünsche aller derer, die bei Hofe nur irgend auf Auszeichnung Anspruch machen konnten. Der Beichtvater der Mutter der Gräfin von Egmont kam eines Tages zu ihr und verlangte eine geheime Unterhaltung; hier eröffnete er ihr nun, daß sie die Frucht eines Ehebruchs sei, den ihre Mutter schon seit fünf und zwanzig Jahren bereue. Sie konnte ihrer ersten Heirath nicht entgegen seyn, sagte der Beichtvater, obgleich sie darüber geseufzt hat. Gott hat nicht gewollt, daß Sie Kinder bekommen haben, wenn Sie sich aber wieder verheirathen, Madame, so kann der Zufall es wollen, daß die ungeheuren Reichthümer, welche Ihnen nicht gehören, und die durch ein Verbrechen Ihnen zugefallen

*) Legitimirter Sohn des Regenten, Großprior von Frankreich.

sind, an eine andere Familie übergehen. Frau von Egmont hörte diesem Gespräch mit Schaudern zu. Ihre Mutter kam in diesem Augenblick, und in Thränen zerfließend bat sie ihre Tochter auf den Knieen, sich ihrer ewigen Verdammniß zu widersetzen. Frau von Egmont suchte ihre Mutter und sich selbst zu beruhigen und sagte: „Was ist zu thun?“ Der Beichtvater antwortete ihr: „Sich ganz Gott zu weihen und so die Schuld Ihrer Mutter auszulöschen.“ Die Gräfin, welche sehr erschrokken war, versprach, was man von ihr verlangte, und beschloß, zu den Carmelitern zu gehen. Ich wurde davon benachrichtigt, und sprach mit dem Könige von der Grausamkeit, welche die Herzogin und ihr Beichtvater an dieser unglücklichen Frau verübten; aber man wußte nicht, wie man es verhindern sollte. Der gütevolle König bewog die Königin, ihr eine Stelle unter ihren Staatsdamen anzubieten, und ließ auf eine geschickte Art die Herzogin durch ihre Freunde ersuchen, daß sie ihre Tochter von dem Vorhaben zu den Carmelitern zu gehen abbringen möchte. Aber alles war umsonst, und dieß unglückliche Schlachtopfer wurde hingegeben.

Madame hatte die Grille eine Wahrsagerin, Namens Bontemps, um Rath zu fragen, welche, wie ich schon früher erzählt, dem Abbé von Bernis sein Glück geweissagt, und sonst noch außerordentliche Dinge gesagt hatte; Herr von Choiseul, mit dem sie davon sprach, sagte ihr, daß sie ihm allerhand schöne Sachen prophezeiht habe. „Ich weiß es, sagte Madame, und Sie haben ihr dafür einen Wagen versprochen, aber die arme Wahrsagerin geht noch immer zu Fuß.“ Dieses sagte mir Madame, indem sie mich fragte, wie man sich verkleiden könne, um sie zu sehen, ohne erkannt zu werden. Ich wagte nicht ihr einen Vorschlag zu machen, aus Furcht, es

möchte mißlingen; aber zwei Tage darauf sprach ich mit ihrem Chirurgus von der Kunst, welche die Armen besitzen, sich Geschwüre zu machen und ihre Gesichtszüge zu verändern. Er behauptete, daß dieß leicht sei. Ich ließ diesen Gegenstand fallen, doch sagte ich ihm einige Augenblicke nachher: „Wenn man seine Züge verändern könnte, würde man sich auf dem Ball im Opernhause recht gut unterhalten können. Was würde man wohl an mir verändern müssen, um mich unkenntlich zu machen?" — „Zuerst, sagte er, die Farbe Ihrer Haare, alsdann die Nase, und dann müßten an einigen Stellen des Gesichts Flecken oder kleine Warzen mit einigen Haaren angemacht werden." Ich fing an zu lachen und sagte ihm: „Lassen Sie mir das alles für den nächsten Ball zurecht machen; ich war seit zwanzig Jahren nicht mehr dort, und sterbe vor Lust, jemand in Verlegenheit zu bringen und ihm Sachen zu sagen, die nur ich ihm sagen kann. Eine Viertelstunde nachher werde ich wieder nach Hause gehen." — „Man muß das Maaß Ihrer Nase nehmen, sagte er mir, oder noch besser, nehmen Sie es mit Wachs und man wird die Nase machen; auch haben Sie Zeit, eine kleine, blonde oder braune Perücke machen zu lassen." Ich legte der Madame Rechenschaft ab von dem, was mir der Chirurgus gesagt hat, und sie war darüber sehr erfreut. Ich nahm das Maas ihrer Nase und der meinigen und brachte es dem Chirurgus, der mir zwei Tage darauf die beiden Nasen und eine Warze brachte, um solche unter das linke Auge zu machen, und Farben, um die Augenbraunen zu färben. Die Nasen waren sehr fein gemacht, von einer Blase so viel ich glaube, und dieses machte mit dem Uebrigen das Gesicht unkenntlich, ohne daß dabei etwas auffallendes gewesen wäre. Nachdem alles dieses gemacht war, blieb nun nichts weiter übrig, als die Wahrsagerin benachrichtigen zu lassen, und bis dahin

wartete man eine kleine Reise nach Paris ab, welche Madame dorthin machen sollte, um ihr Haus zu sehen. Darauf ließ ich durch eine Person, mit der ich in gar keiner Verbindung stand, mit einer Kammerfrau der Herzogin von Buffec, sprechen, daß diese sich ein Rendez-Vous von der Wahrsagerin geben lassen sollte. Sie machte wegen der Polizey Schwierigkeiten; man versprach ihr die strengste Verschwiegenheit und bestimmte ihr den Ort wohin sie sich begeben sollte. Nichts war dem Charakter der Marquise, die sehr furchtsam war, so entgegen, als dergleichen Sachen. Aber ihre Neugierde war auf den höchsten Grad gesteigert, und es war alles so eingerichtet, daß nicht die mindeste Gefahr damit verbunden war. Madame hatte den Herrn von Gontaut, so wie ihren Kammerdiener, mit in's Geheimniß gezogen, Der erstere miethete zwei Zimmer in der Nähe seines Hotels für seine noch in Versailles befindliche kranke Nichte. Wir gingen des Abends zu Fuß aus, in Begleitung eines Kammerdieners, eines sichern Mannes, und des Herzogs; wir hatten im höchsten Fall zwei hundert Schritte zu gehen. Als wir ankamen, fanden wir zwei kleine Zimmer, welche geheizt waren; die beiden Männer hielten sich in dem einen, wir in dem andern auf. Madame hatte sich auf ein Canapee niedergelassen und eine Nachthaube aufgesetzt, welche ihr, ohne das es erzwungen schien, die Hälfte des Gesichts verbarg, und ich hielt mich nahe am Feuer auf, an einen Tisch gelehnt, auf dem zwei Lichter standen. Ganz nahe daran, waren auf Stühlen Kleidungsstücke von geringem Werthe. Die Wahrsagerin klingelte, und eine kleine Magd öffnete ihr und wartete nachher bei den Herren. Man hatte Tassen und eine Kaffekanne hingestellt; und ich war bedacht gewesen, ein Büffet mit kleinen Kuchen und Mallaga hinbringen zu lassen, weil ich wußte, daß Frau Bontemps sich damit unterstützte. Dieß zeigte übri-

gens ihr Gesicht schon an. „Diese Dame ist also krank?" sagte sie, indem sie Madame nachlässig daliegen sah. Ich sagte ihr, daß es nicht lange dauern werde; aber daß sie schon seit acht Tagen ihr Zimmer nicht verlassen habe. Sie ließ den Kaffee ein wenig wärmen, und richtete die beiden Tassen her, welche sie vorher recht rein abwischte, indem sie sagte, daß nichts unreines sich ihrer Operation beimischen dürfe. Ich that als sei ich recht froh einen Schluck zu trinken, um unserem Orakel einen Vorwand zu geben, seinen Durst zu löschen, was denn die gute Frau auch that, ohne sich lange bitten zu lassen. Nachdem sie zwei oder drei kleine Gläser getrunken hatte, denn ich hatte dafür gesorgt, daß keine großen da waren, schenkte sie ihren Kaffee in die beiden großen Tassen. „Hier ist die Ihrige, sagte sie zu mir, und hier die Ihrer Freundin; wir wollen den Kaffee sich setzen lassen." Nach diesem warf sie einen Blick auf unsere Hände und sah uns in's Gesicht; dann zog sie einen Spiegel aus der Tasche, und lies uns hineinsehen und besah uns darinnen. Endlich trank sie ein Glas Wein, worauf sie in Enthusiasmus gerieth und indem sie in meiner Tasse alle Liniamente betrachtete, welche der Satz machte, nachdem sie den Kaffee abgeschüttet hatte, sagte sie zuerst: Das ist gut: Wohlstand...., aber hier ist es schwarz, Kummer.... Ein Mann wird hier großen Trost geben.... Sehen Sie in diesen Winkel Freunde, welche Ihnen Unterstützung leisten, ... Aber, wer ist der, welcher diese verfolgt? ... Die gerechte Sache siegt, auf Regen folgt Sonnenschein ..... Große und glückliche Reise... Geben Sie acht. Sehen Sie diese Art von kleinen Säcken? Das ist Geld, das gezählt worden ist; und hier ist noch welches, das gezählt werden wird, Ihnen versteht sich.

.... Gut, gut... Sehen sie diesen Arm? Ja, es ist ein starker Arm, der etwas unterstützt, eine verschleierte Dame, ich sehe sie, daß sind Sie.... Ich kenne das alles, es ist wie eine Sprache, die ich verstehe... Man greift Sie nicht mehr an... ich sehe es, weil dort keine Wolken mehr sind, sagte sie, indem sie einen hellern Platz zeigte... Aber, aber, ich sehe kleine Linien, die von dem Hauptpunkte ausgehen... Das sind Söhne, Töchter, Neffen und das ist so so.... Sie sah aus, als sei sie durch eine Anstrengung ermüdet, und sagte: Das ist Alles. Zuerst ist es Ihnen gut gegangen, nachher schlecht. Sie haben einen Freund gehabt, der Ihnen durch seine Freundschaft das Unangenehme abgewendet hat. Sie haben Prozeße gehabt; endlich aber haben sich Ihre Glücksumstände wieder hergestellt und diese werden sich nicht mehr ändern.... Sie trank einen Schluck; wandte sich mit den Worten an Madame, jetzt ist die Reihe an Ihnen, und machte dann mit der Tasse die nämlichen Ceremonien. Alsdann sagte sie: Weder schön noch häßlich, da sehe ich einen heitern Himmel; und dann alle die Sachen, die aufzusteigen scheinen, diese Linien, die sich erheben, das sind Beifallsbezeugungen..... Hier ist ein ernster Mann, der die Arme ausstreckt, sehen Sie? sehen Sie genau hin.... Es ist wahr, sagte Madame sehr erstaunt, (weil es wirklich so schien.) Er zeigt hier ein großes Viereck; das ist ein großer offener Geldkasten.... Schönes Wetter ... Aber hier sind goldene und azurne Wolken, die Sie umgeben. Sehen Sie das Schiff auf offener See? Wie der Wind so günstig

ist! Sie sind darauf und kommen in ein herrliches Land, von dem Sie die Königin werden. .... Ach! was sehe ich! Sehen Sie ein häßlicher, krummer und bucklichter Mann, der Sie verfolgt...; er muß aber mit einer langen Nase abziehen... Ich sehe einen sehr großen Mann, der Sie in seinen Armen hält.., Sehen Sie, es ist eine Art Riese.... Hier ist viel Gold und Silber, hie und da einige Wolken...., aber Sie haben nichts zu fürchten.... das Schiff wird einigemal stark bewegt werden, aber es wird nicht untergehen.... Dixi. Madame sagte: „Wann werde ich sterben und an welcher Krankheit?" Ich spreche nie davon, sagte sie, sehen Sie vielmehr,..... das Schicksal will es nicht haben.... und ich will Ihnen zeigen, daß es alles untereinander wirft. Sie zeigte mehrere unordentlich auf einander gehäufte Brocken Kaffeesatz. „Das ist schon recht für die Zeit, sagte Madame, aber die Art meines Todes? Die Zauberin sah hin und sagte: Sie werden Zeit haben sich zu bekehren. Ich gab nur zwei Louisd'or, um nichts ausserordentliches zu thun. Die Wahrsagerin verließ uns, nachdem sie uns das Geheimniß anempfohlen hatte, und wir gingen zu Herrn von Gontaut, dem wir alles erzählten. Er lachte viel und sagte: „Es ist gerade wie die Wolken, man kann darin lesen was man will."

In meinem Horoskope war manches Auffallende für mich, und namentlich von dem Tröster, da einer meiner Onkel sich meiner angenommen, und mir sehr große Dienste geleistet hatte. Ich hatte auch einen großen Prozeß zu führen gehabt; und endlich das Geld das ich durch die Gunst und Wohlthaten der Madame bekommen hatte. Und was Madame betrifft, so war ihr Gemahl deutlich

genug durch den Geldkasten bezeichnet; hernach ließ sich das Land das sie regieren sollte auf ihren Stand bei Hofe anwenden; aber das Merkwürdigste blieb doch der krumme und buckeligte Herr, in dem Madame den Herzog von la V****** erkannte, der wirklich sehr schlecht gewachsen war. Madame war entzückt über ihre Unbesonnenheit und ihren Horoskope, den sie sehr richtig fand. Den zweiten Tag ließ sie den Herrn von Saint-Florentin holen und empfahl ihm die Wahrsagerin, damit ihr nichts zu Leide gethan werde. Er antwortete ihr, daß er wisse, warum sie ihm diese Empfehlung machte, und fing an zu lachen. Madame fragte ihn um dessen Ursache und er erzählte ihr mit einer sonderbaren Genauigkeit ihre Reise; er wußte aber nichts von dem was gesagt worden war, oder that wenigstens dergleichen. Er versprach der Madame, daß wenn sie ihr Handwerk, ohne daß man sich über sie zu beklagen habe, fortsetze und überhaupt es geheim halte, so würde man sie nicht verfolgen. Er setzte hinzu: „ich kenne sie, und habe ebenso gut wie andere die Neugierde gehabt, sie um Rath zu fragen. Sie ist die Frau eines Soldaten in der Garde, und hat ziemlich viel Verstand aber den Fehler daß sie sich betrinkt; vor vier oder fünf Jahren hat sie sich des Geistes der Frau Herzogin von Buffec bemächtigt und sie überredet, sie wolle ihr ein Schönheits-Elixir verschaffen, um sie wieder so zu machen, wie sie in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre gewesen war. Die nöthigen Ingredienzen um es zu bereiten, kosteten der Herzogin sehr viel; und bald waren sie schlecht gewählt, bald schien die Sonne der sie ausgesetzt waren, nicht stark genug, bald sollten Umstände eintreten, die nicht kamen. Manchmal macht sie der Herzogin weiß, sie sey schöner geworden, und diese glaubt es denn auch. Aber das Sonderbarste ist, die Geschichte der Tochter dieser Wahrsagerin. Sie war schön, wie ein Engel und wurde

bei der Herzogin erzogen. Die Bontemps wahrsagte ihrer Tochter in Gegenwart der Herzogin, sie werde einen Mann bekommen mit 60,000 Franken Renten. Dieses war nun nicht sehr wahrscheinlich für die Tochter eines Soldaten, und doch ist es geschehen. Die kleine Bontemps heirathete einen Narren, den Präsidenten Beaudouin, aber das traurige in der Sache war, daß sie hinzugesetzt hatte, sie werde in ihrem ersten Wochenbette sterben, und sie ist wirklich in den Wochen im neunzehnten Jahre ihres Alters gestorben, vermuthlich sehr angegriffen durch die Wahrsagung ihrer Mutter, der die Erfüllung ihrer ersten Prophezeihung alles Vertrauen gab." Madame erzählte dem Könige ihre Neugierde, er lachte darüber indem er sagte; er hätte gewünscht, daß die Polizei sie arretirt hätte; er sezte aber etwas sehr weises hinzu: „Man müßte um die Wahrheit solcher Prophezeihungen recht beurtheilen zu können, deren ungefähr fünfzig sammeln, man würde daraus sehen, daß es beinahe die nämlichen Phrasen sind, die manchmal ihre Beziehung verfehlen und manchmal dem Gegenstande sich nähern; aber von den erstern spricht man nicht und nur von den leztern."

Ich habe es sagen gehört, und es ist ganz gewiß, daß Herr von Bridge in der vertrauten Gesellschaft der Madame gelebt hat, als sie noch Frau von Etioles war. Er ritt spazieren mit ihr und, da er ein so schöner Mann war, daß er den Namen der Schöne beibehalten hat, so ist es wohl sehr natürlich, daß man ihn für den Liebhaber einer sehr schönen Frau hielt. Ich habe von etwas noch weit stärkerem reden gehört, nämlich, daß der König dem Herrn von Bridge gesagt haben soll: „Gestehen Sie es mir, daß Sie ihr Geliebter waren; sie hat es mir gestanden, und ich verlange diesen Beweis von Ihrer Aufrichtigkeit. Herr von Bridge antwortete dem Könige, daß die Frau Marquise sagen könne, was ihr beliebe, sei

es nun um sich zu unterhalten, oder um anderer Zwecke willen, aber er könne nicht lügen; er sei ihr Freund gewesen, sie sei höchst reizend und habe viel Talente; er gefalle sich in ihrer Gesellschaft und ihr Verhältniß sei nur ein freundschaftliches gewesen. Er fügte noch hinzu, daß ihr Gemahl bei allen Parthieen gegenwärtig gewesen sei, und die Augen eines Eifersüchtigen gehabt habe, auch gewiß ihr öfteres Beisammenseyn nicht gelitten haben würde, wenn er nur im mindesten Verdachtsgründe gehabt hätte. Der König blieb dabei, und sagte ihm, er habe Unrecht eine Sache zu verschweigen, deren er gewiß sei. Man hat auch behauptet, daß der Abbé von Bernis ein begünstigter Liebhaber gewesen sei. Er war ein wenig lächerlich, der genannte Abbé; zwar von schöner Gestalt und Dichter. Madame war der Gegenstand seiner galanten Verse, und der Abbé nahm oft mit einem Lächeln, welches freilich manches denken ließ, ob er gleich die Sache läugnete, die Glückwünsche seiner Freunde zu seinem Glücke an. Man hat einige Zeit am Hofe gesagt, sie liebe den Prinzen von Beauvau; er ist ein großer Weiberfreund, der sich großes Ansehen gibt, und hohes Spiel im Salon spielt; er ist der Bruder der kleinen Marschällin, alles dieses macht, daß Madame ihn gut behandelt, aber ohne ihn auszuzeichnen. Sie weiß übrigens, daß er eine sehr reizende Frau liebt.

Natürlicher ist es, den Herrn von Choiseul zu nennen. Madame liebt ihn mehr, als alle die ich genannt habe; aber auch er ist nicht ihr Geliebter. Eine Dame, die ich sehr gut kenne und die ich der Madame nicht habe anzeigen wollen, hat über diesen Gegenstand eine völlig falsche Erzählung gemacht. Sie hat behauptet, oder wenigstens habe ich doch Ursache dieses zu glauben, daß ich eines Tags, da ich den König kommen gehört, an die Thüre

des Cabinets der Madame gelaufen sei, und auf eine gewisse Art gehustet hätte, und daß der König sich glücklicherweise einige Zeit aufgehalten habe, um mit einigen Damen zu reden, so daß man Zeit gehabt habe, alles wieder gehörig zu ordnen, und daß Madame mit mir und Herrn von Choiseul herausgekommen sey, als wären wir alle drei zusammen gewesen. Es ist sehr wahr, daß ich hineingieng um der Madame etwas ganz gewöhnliches zu überbringen, und ohne zu wissen, daß der König komme; es war ganz natürlich, daß sie mit Herrn von Choiseul der ein Papier in der Hand hatte, herauskam, und daß ich mich einige Minuten darauf entfernte. Der König fragte Herrn von Choiseul, was das Papier, welches er in der Hand habe, enthalte, und er antwortete, es seien Vorstellungen des Parlaments. Drei oder vier haben gesehen, was ich hier sage, und da, mit Ausnahme einer sehr bösen Person, die drei andern ehrlich und der Madame ergeben waren, so konnte mein Verdacht auf keine andere als die Bezeichnete fallen, die ich aber nicht nennen will, weil mich ihr Bruder immer sehr gut behandelt hat. Madame hatte einen feurigen Kopf und ein empfindsames Herz, war aber kalt in dem Punkte der Liebe. Uebrigens würde es ihr auch schwer geworden seyn, in einem vertrauten Verhältnisse mit Jemand zu stehen, bei der Art wie sie umgeben und beobachtet war. Es ist wahr, daß dieses mit einem allmächtigen Minister weit leichter gewesen seyn würde, der alle Augenblicke im Geheimen mit ihr zu reden hatte. Ich werde übrigens noch etwas Entscheidenderes sagen; Herr von Choiseul, hatte eine sehr liebenswürdige Maitresse, die Prinzessin von B*****, und Madame sprach sehr oft mit ihm von ihr. Er hatte über dieses noch einen Rest von Neigung zur Prinzessin Kinski, die ihm von Wien aus gefolgt war. Er fand sie jedoch bald nachher lächerlich. Alles dieses

war doch gewiß dazu gemacht, Madame von einer Liebes-Intrike mit dem Herzoge abzuhalten; aber seine Talente nahmen sie für ihn ein, ebenso wie seine Liebenswürdigkeit. Er war nicht schön aber er hatte ganz eigene Manieren, eine angenehme Lebhaftigkeit, eine reizende Fröhlichkeit; so sprach man allgemein von ihm. Er liebte Madame sehr, und wenn dieses im Anfang vielleicht aus Interesse geschah, so erhielt er bald Kraft genug, sich selbst zu halten und doch war er der Madame stets gleich zugethan und gleich aufmerksam gegen sie. Er kannte die Freundschaft der Madame gegen mich, und sagte mir eines Tags mit der theilnehmendsten Miene: „Ich fürchte, meine Liebe, daß Ihre Gebieterin sich von der Melancholie hinreissen läßt und vor Kummer stirbt, suchen Sie sie zu zerstreuen." Ich sagte zu mir selbst: welch ein trauriges Loos für die Geliebte des größten Königs!

Eines Tags war Madame mit Herrn Berryer in ihr Cabinet gegangen, und Frau von Amblimont war mit der Frau von Gontaut zurückgeblieben, welche leztere mich zu sich rief, um mit mir von meinem Sohne zu reden. Einige Augenblicke darauf kam Herr von Gontaut herein und sagte: „Amblimont, wem gibst du die Schweizer? — Warte einen Augenblick bis ich meinen Geheimen-Rath versammelt habe..... dem Herrn von Choiseul. — Das ist gar nicht dumm, sagte Herr von Gontaut; aber ich versichere dich, daß du die erste bist, die daran gedacht hat." Er verließ uns sogleich, und Frau von Amblimont sagte mir: „ich wette er theilt dem Herrn von Choiseul meinen Gedanken mit." Er kam bald darauf wieder, und als Herr Berryer sich entfernt hatte, sagte er der Madame: „Frau von Amblimont hat eine sonderbare Idee gehabt. — Welche Thorheit, sagte Madame! — Nicht so sehr Thorheit, sagte er; sie behaup-

tet, daß die Schweizer dem Herrn von Choiseul gegeben werden müssen; und wenn die Unterhandlungen des Königs, mit dem Herrn von Soubise nicht zu bestimmt sind, so weiß ich nichts Besseres. — Der König hat nichts versprochen, sagte Madame, und ich nur habe ihm sehr entfernte Hoffnungen gegeben, indem ich ihm sagte, daß es vielleicht geschehen könne. Aber, ob ich gleich Herrn von Soubise sehr liebe, so glaube ich doch nicht, was die Verdienste anbelangt, daß er mit dem Herrn von Choiseul in Vergleichung gestellt werden kann." Der König war gekommen und Madame hatte ihm ohne Zweifel diese Ideen mitgetheilt, und als ich eine Viertelstunde darauf hereinkam, um der Madame etwas zu sagen, hörte ich den Könige sagen: „Sie werden sehen, daß, weil der Herzog du Maine und seine Kinder diesen Platz besetzen haben, so glaubt er, da er Prinz (Soubise) ist, diese Stelle erhalten zu müssen; aber der Marschall von Bassompiere war es nicht, und wissen Sie, daß Herr von Choiseul sein Groß-Neffe ist? — Euer Majestät kennt die Geschichte von Frankreich besser als irgend jemand, antwortete Madame. Zwey Tage darauf, sagte mir Frau von *** in meinem Zimmer: „Ich habe doppelt große Freuden, Herr von Soubise bekömmt die Schweizer nicht, und Frau von Massan wird vor Wuth zerplatzen, das ist die erste; und Herr von Choiseul hat sie, das ist die lebhafteste."

Jedermann sprach von einem jungen Mädchen, in welches der König, so sehr er es seyn konnte, verliebt sei. Sie hieß Romans und war reizend. Madame wußte, daß der König sie sah, und ihre Vertrauten machten die beunruhigendsten Meldungen. Die einzige Marschallin von Mirepoix, der beste Kopf ihres Raths, flößte ihr Muth ein: „Ich will Ihnen nicht sagen, daß er Sie mehr liebt als jene, und wenn durch einen Zauberschlag sie hieher

versezt werden könnte, und ihm ein Souper gäbe und mit seinem Geschmack bekannt wäre, so glaube ich, daß Sie vielleicht zittern müßten; aber die Prinzen sind vor allen andern, Gewohnheits-Menschen; die Freundschaft für Sie ist die nämliche, wie für Ihre Wohnung und Ihre Umgebungen; Sie sind wie gemacht für seine Art und Weise, und seinen Geschichtchen; er genirt sich nicht, und befürchtet auch nicht Sie zu langweilen; wo wollen Sie daß er den Muth hernehme, alles dieses in einem Tage zu zerstören, um eine andere Einrichtung zu treffen, und sich der Oeffentlichkeit, durch eine solche Veränderung der Decorationen preiszugeben?" Die Demoiselle wurde schwanger, und die öffentliche Meinung, ja selbst die des Hofes, beunruhigten Madame sehr. Man behauptete, der König werde seinen Sohn legitimiren und der Mutter einen Rang geben. „Alles dieses, sagte die Marschallin, ist aus den Zeiten Ludwig XIV., daß ist Großthuerei, welches nicht die Gewohnheit unseres Herrn ist." Durch ihre Unbescheidenheiten und Prahlereien fiel die Demoiselle in der Gunst des Königs. Es haben sogar gewaltige Ausbrüche gegen sie stattgefunden, an denen aber Madame sehr unschuldig ist. Man machte Nachsuchungen bei ihr, man nahm ihre Papiere; aber die wichtigsten, welche die Vaterschaft des Königs bestätigten, waren unterschlagen worden. Endlich kam sie wieder, und ließ ihren Sohn unter dem Namen Bourbon taufen, Sohn Carls von Bourbon, Capitain in der Cavallerie. Die Mutter glaubte die Augen von ganz Frankreich auf sich zu ziehen und sah in ihrem Sohn einen Herzog von Maine. Sie stillte ihn selbst und ging mit ihm in's Gehölz von Boulogne, mit den schönsten Spitzen angethan, ihren Sohn trug sie in einer Art von Korb. Sie sezte sich in ein einsames Plätzchen, das jedoch bald bekannt war, nieder, und gab dort ihrem königlichen Kinde die Brust. Madame war so neu-

gierig sie zu sehen, daß sie sich eines Tags mit mir nach der Porzellain Fabrik von Sèrres begab, ohne mir jedoch etwas davon zu sagen. Nachdem sie einige Tassen gekauft hatte, sagte sie mir: „Ich will in's Gehölze von Boulogne spazieren gehen" und befahl an dem Orte zu halten, wo sie auszusteigen gesonnen war. Sie war sehr gut unterrichtet, und als sie sich dem Platze nahete, gab sie mir den Arm, versteckte sich unter ihrer Frisur und bedeckte mit dem Schnupftuche den untern Theil ihres Gesichts. Wir gingen einige Zeit in einem Fußwege auf und ab, von dem aus wir die Dame die ihr Kind stillte, sehen konnten. Ihre Haare, so schwarz als Schmelz waren zurückgeschlagen, und von einem mit einigen Diamanten verzierten Kamme gehalten. Sie sah uns genau an, und Madame grüßte sie, und indem sie mich mit dem Ellenbogen stieß, sagte sie mir; spreche mit ihr. Ich trat näher und sagte ihr; „Das ist ein schönes Kind." Ja, sagte sie, ich muß es gestehen, ob ich gleich seine Mutter bin. Madame die mich unter dem Arm hielt, zitterte, auch ich stand nicht ganz fest. Mademoiselle Romans sagte mir; „Sind Sie aus der Gegend? Ja, Madame, sagte ich ihr, ich wohne in Autail, mit dieser Dame, die in diesem Augenblick an heftigen Zahnschmerzen leidet. — Ich bedaure Sie sehr, denn dieses Uebel hat mich oft recht gequält. Ich sah mich nach allen Seiten um, in der Furcht es möchte jemand kommen der uns erkennen konnte. Ich ermuthigte mich, sie zu fragen ob der Vater ein schöner Mann sei. „Sehr schön, sagte sie mir, und wenn ich ihn nennen wollte, würden Sie das Nämliche sagen. „Ich habe also wohl die Ehre ihn zu kennen, Madame? — Das ist sehr wahrscheinlich. — Die Madame, ebensosehr als ich fürchtete erkannt zu werden, sprach einige Worte der Entschuldigung, sie unterbrochen zu haben, und wir nahmen Abschied. Wir

versezt werden könnte, und ihm ein Souper gäbe und mit seinem Geschmack bekannt wäre, so glaube ich, daß Sie vielleicht zittern müßten; aber die Prinzen sind vor allen andern, Gewohnheits-Menschen; die Freundschaft für Sie ist die nämliche, wie für Ihre Wohnung und Ihre Umgebungen; Sie sind wie gemacht für seine Art und Weise, und seinen Geschichtchen; er genirt sich nicht, und befürchtet auch nicht Sie zu langweilen; wo wollen Sie daß er den Muth hernehme, alles dieses in einem Tage zu zerstören, um eine andere Einrichtung zu treffen, und sich der Oeffentlichkeit, durch eine solche Veränderung der Decorationen preiszugeben?" Die Demoiselle wurde schwanger, und die öffentliche Meinung, ja selbst die des Hofes, beunruhigten Madame sehr. Man behauptete, der König werde seinen Sohn legitimiren und der Mutter einen Rang geben. „Alles dieses, sagte die Marschallin, ist aus den Zeiten Ludwig XIV., daß ist Großthuerei, welches nicht die Gewohnheit unseres Herrn ist." Durch ihre Unbescheidenheiten und Prahlereien fiel die Demoiselle in der Gunst des Königs. Es haben sogar gewaltige Ausbrüche gegen sie stattgefunden, an denen aber Madame sehr unschuldig ist. Man machte Nachsuchungen bei ihr, man nahm ihre Papiere; aber die wichtigsten, welche die Vaterschaft des Königs bestätigten, waren unterschlagen worden. Endlich kam sie wieder, und ließ ihren Sohn unter dem Namen Bourbon taufen, Sohn Carls von Bourbon, Capitain in der Cavallerie. Die Mutter glaubte die Augen von ganz Frankreich auf sich zu ziehen und sah in ihrem Sohn einen Herzog von Maine. Sie stillte ihn selbst und ging mit ihm in's Gehölz von Boulogne, mit den schönsten Spitzen angethan, ihren Sohn trug sie in einer Art von Korb. Sie sezte sich in ein einsames Plätzchen, das jedoch bald bekannt war, nieder, und gab dort ihrem königlichen Kinde die Brust. Madame war so neu-

taut sie begleitete. Frau von Chiron, die Gemahlin des ersten Commis beim Kriegswesen, besuchte mich und sagte mir: „Ich bin sehr verlegen, mit Ihnen über eine Sache zu reden, die Sie wohl auch in Verlegenheit setzen wird. Doch zur Sache. Eine sehr arme Frau, der ich öfters Hülfe leiste, gibt vor, mit der Frau Marquise verwandt zu seyn. Sie weiß, daß ich Sie kenne, und verfolgt mich, damit ich mit Ihnen von ihr rede, und Sie mit der Frau Marquise von ihr sprechen möchten. Hier ist ihre Bittschrift." Ich las sie und sagte ihr, daß die Frau am besten thäte, geradezu an die Frau Marquise zu schreiben; daß ich ihre Güte kenne, und deßhalb gewiß sei, daß sie befriedigt werden würde, wenn alles wahr sei. Sie befolgte meinen Rath. Die Frau schrieb. Sie war im lezten Grad der Dürftigkeit und ich erfuhr, daß Madame ihr einstweilen, bis sie Erkundigungen eingezogen haben würde, sechs Louisd'or geschickt hatte. Colin wurde beauftragt diese einzuziehen, und er wendete sich deßhalb an Herrn von Malvoisin, Verwandten der Madame und sehr geschätzten Offizier. Die Sache hatte ihre Richtigkeit. Madame schickte ihr hundert Louisd'or und sezte ihr eine Pension von 1500 Frks fest. Alles dieses war sehr schnell abgemacht und Madame nahm den Dank ihrer Verwandtin an, als sich dieselbe ein wenig besser gekleidet hatte. An dem Tag als sie ihren Dank abstattete, sahe der König, der gewöhnlich nicht zu dieser Stunde kam, die Dame weggehen und fragte wer es sei. „Es ist eine meiner Verwandten und sehr arm, sagte Madame. — Sie kam also, bei Ihnen etwas zu verlangen — Nein, sagte sie — Aber warum dann sonst? Mir für einen kleinen Dienst den ich ihr erwiesen, zu danken, sagte Madame, erröthend aus Furcht es möchte aussehen, als wolle sie sich selbst loben. — Da es ihre Verwandte ist, sagte der König, so erlauben Sie mir auch, sie gegen mich verbindlich zu machen; ich

gebe ihr fünfzig Louisd'or aus meiner Chatoulle, und Sie wissen, daß sie den ersten Jahrgehalt morgen erheben kann.'' Madame zerfloß in Thränen, und küßte zu öftern Malen die Hand des Königs. Sie erzählte mir dieses selbst einige Tage darauf in einer Nacht in der sie etwas Fieber hatte. Ich mußte auch über die Güte des Königs weinen. Des andern Tages ging ich zur Frau Chiron, der ich das Glück ihrer Begünstigten erzählte. Ich vergesse zu sagen, daß ich der Madame mittheilte, in wie fern ich Kenntniß von der Sache hatte. Sie war mit meinem Betragen zufrieden, und erlaubte mir der Dame die Güte des Königs anzuzeigen, deren Beweggrund für sie so ehrend und gefühlvoll, ihr mehr werth war, als 50,000 Fr. Renten, die der König ihr gegeben hätte.

Madame hatte ganz erschreckliches Herzklopfen, es schien als hüpfte ihr Herz. Sie befragte mehrere Aerzte und ich erinnere mich, daß einer derselben ihr im Zimmer auf und abzugehen, ihr Gewichte zu heben gab und sie sehr schnell gehen hieß. Sie war erstaunt, und er sagte ihr: „Dieses ist das Mittel, um zu erfahren, ob es ein organischer Fehler ist, denn alsdann wird das Klopfen stärker, ist dieses nicht der Fall, so kommt es von den Nerven.'' Ich erwähnte dieses Arztes der von meinem Orakel, Quesnay, nicht sehr gekannt war, und dieser sagte, es sei dies das Betragen eines geschikten Mannes. Der Arzt hieß Renard und war beinahe nur auf dem Gemüse-Markt bekannt. Madame hatte Beklemmungen und seufzte öfters; und eines Tags that ich, als gäbe ich dem Herrn von Choiseul der gerade wegging eine Bittschrift, indem ich ihm sagte, ich wünschte ihn auf einige Augenblicke zum Nutzen meiner Gebieterin zu sprechen. Er erlaubte so bald zu kommen als ich wollte,

und daß man mich hereinlassen werde. Ich sagte ihm, daß Madame traurig und niedergeschlagen sei, daß sie sich unangenehmen Gedanken, die ich nicht wüßte, hingäbe, und daß sie mir eines Tags gesagt habe: „Die Wahrsagerinn hat gesagt, daß ich Zeit haben werde, mich zu bekehren, ehe ich sterbe; ich glaube es, denn ich werde aus Verdruß vergehen." Herr von Choiseul schien sehr gerührt, lobte meinen Eifer, und sagte mir, daß er schon etwas dem ähnlich, was ich ihm sage, bemerkt habe; er werde nicht von mir reden, aber er werde versuchen, sie dahin zu bringen, daß sie sich erkläre. Ich weiß nicht, was er ihr gesagt hat, aber seit der Zeit schien Madame viel ruhiger zu sein. Eines Tags, aber lange nachher, sagte Madame zum Herrn von Gontaut: „Man glaubt von mir, daß ich viel Gewicht habe, aber ohne die Freundschaft des Herrn von Choiseul, könnte ich kein Kreuz des heil. Ludwig erhalten."

Der König, so wie Madame, achteten die Frau von Choiseul sehr hoch, und Madame sagte: „Sie gibt immer die Antwort, die sich paßt." Frau von Grammont war ihnen nicht so angenehm, und ich glaube, dieses kam von dem Ton ihrer Stimme und ihrer hastigen Manieren; denn man sagt, sie habe viel Verstand und liebe den König und Madame mit Leidenschaft. Man hat behauptet, daß sie den König habe anlocken und Madame ausstechen wollen, aber nichts ist unwahrer und dummer ausgesonnen. Madame sah diese beiden sehr oft, und diese hatten sehr viele Gefälligkeiten für sie. Eines Tages sagte Madame dem Hrn. Herzog von Ayen, daß der Herr von Choiseul seine Schwester sehr liebe. „Ich weiß es Madame, sagte er, und dieses thut vielen Schwestern gut." Sie fragte ihn, was dieses bedeuten solle, und er

antwortete: „Nach Herrn von Choiseul glaubt man, es sei guter Ton, seine Schwester zu lieben, und ich kenne einfältige Dinger, um die sich bis dahin ihre Brüder nichts bekümmert hatten, und die jezt bis zur Raserei geliebt werden. Sie haben kaum einen kleinen Schmerz an den Fingerspitzen, so gebährden sich die Brüder als wollten sie alle Aerzte aus allen Ecken von Paris zusammenkommen lassen. Sie bilden sich ein, man werde bei Herrn von Choiseul sagen: man muß gestehen, daß Herr von .... seine Schwester sehr liebt, er würde sie nicht überleben, wenn er das Unglück hätte, sie zu verlieren." Madame erzählte dieses in meiner Gegenwart ihrem Bruder und versicherte, sie könne den komischen Ton des Herzogs nicht nachmachen. Herr von Marigni sagte ihr: „Ich habe es ihnen zuvor gethan, ohne so viel Lärmen zu machen, und meine kleine Schwester weiß, daß ich sie zärtlich liebte vor der Ankunft der Frau von Grammont, aus ihrem Stifte. Uebrigens glaube ich, hat der Herzog von Ayen nicht unrecht, und dieses ist nach seiner Manier komisch aufgefaßt und zum Theil wahr. — „Ich vergaß, daß der Herzog von Ayen gesagt hatte, versezte Madame: Ich möchte gern nach der Mode sein, aber welche Schwester würde ich nehmen? Frau von Caumont ist ein eingefleischter Teufel; Frau von Villars eine Topf-Schwester. Frau von Armagnac entsetzlich langweilig; Frau von La-Mark eine Närrin. — Das sind schöne Familien-Portraits, sagte Madame. Der Herzog von Gontaut lachte während dieser Zeit aus vollem Halse.

Madame erzählte diese Geschichte, als sie einmal das Bett hüten mußte, und Herr von G****** fing auch an von seiner Schwester, der Frau von Bouri zu reden, ich glaube wenigstens, daß er sie so nannte. Er war sehr aufgeräumt und galt dafür, Vergnügen zu ma-

chen; er ist ein vortreffliches Meuble für eine Geliebte; er macht sie lachen und verlangt nichts für sich, noch für andere; er kann die Eifersucht nicht erregen und mischt sich in gar nichts. Man nannte ihn den weißen Eunuken. Die Krankheit der Madame nahm zu, und so schnell, daß man sich sehr ängstigte, aber ein Aderlaß am Fuß stellte sie wie durch ein Wunder wieder her. Der König bezeugte ihr große Sorgfalt, und ich weiß nicht, ob das nicht eben so viel Wirkung that, als der Aderlaß. Herr von Choiseul bemerkte nach einigen Tagen, daß Madame viel heiterer schien, und sagte es mir, ich antwortete ihm, was ich so eben hier in Hinsicht der Aderlaß gesagt habe.

Haeusler

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Du Hausset, Nicole,

Memoiren der Frau Du Hausset, Kammerfrau der Frau von Pompadour

Stuttgart 1825

Gall.com. 126 f
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10414345-6